

OPA ERZÄHLT AUS SEINEM LEBEN

Ernste und heitere Kurzgeschichten

erzählt von Johann Rückert

aufgeschrieben von
Johann und Karoline Gebhardt

2. erweiterte Auflage
6. Februar 1988 (Teil I)
2. August 1998 (Teil II)
10. August 2015

VORWORT

Der Opa heißt Johann Rückert und ist am 3. September 1903 in Röthenbach bei Sankt Wolfgang geboren. Eigentlich ist der Opa unserer Tochter Doris, aber wir sagen halt auch 'Opa'. Er weiß viel aus seinem Leben zu erzählen, und je älter er wird, desto mehr fällt ihm von seiner Kindheit und Jugend ein. Jeden Tag beim Mittagessen beginnt er mir seine alten Geschichten zu erzählen. Ich habe damit angefangen, die Geschichten aufzuschreiben, und so ist dieses Büchlein am 6. Februar 1988 entstanden.

Karoline Gebhardt (Tochter).

Nach seinem Tod im Oktober 1993 haben wir weitere Geschichten aus Aufzeichnungen oder aus dem Gedächtnis dazugeschrieben. In diesem Buch sind auch andere Wendelsteiner Geschichten enthalten.

Wendelstein, 18. März 2000
Gewidmet meiner Familie
Johann Gebhardt (Schwiegersohn)

Johann Rückert, der "Opa".
Mit 20 und mit 80 Jahren
* 3.9.1903 Röthenbach/St.W.
+ 26.10.1993 Schwarzenbruck



DIE ZIGEUNERHOCHZEIT

Opas Großvater erzählte, dass zu seiner Zeit am Sägersweiher eine große Zigeunerhochzeit gehalten wurde. Das muss so um 1890 herum gewesen sein. Etwa 30 Zigeunerwagen waren da, die aus allen Richtungen zu diesem großen Fest hergekommen waren. Die Hochzeit hat acht Tage lang gedauert. Die Zigeuner haben gebratene Igel und gekochte Flusskrebse gegessen. Sie haben auch gewildert oder im Kanal gefischt, sie hatten schon ihr Auskommen. Nur erwischen durften sie sich nicht lassen. Die Kinder wurden auch zum Betteln geschickt, und die Zigeunerinnen lasen den Bewohnern das Schicksal aus der Hand. Das war ein Treiben mit den vielen zottigen Pferdchen, Musik wurde all die Tage gespielt und es wurde gesungen, getanzt und gelacht. Das Brautkleid war mit lauter Goldstücken bestickt. So etwas hatte man noch nie gesehen.

DER RING IN DER GELDTASCHE

Als unser Opa öfter in der Pfalz war zum Eier und Naturalien handeln, kam es schon manchmal vor, dass er nicht fertig wurde und in die Nacht hineinkam. In Wettenhofen in der Wirtschaft gab es zum Übernachten ein hinteres Zimmer, das zur Kirchweih freigemacht wurde, sonst wurden die Gäste im Tanzsaal einquartiert, wo ein paar Betten standen. Einmal, als es wieder zu spät zum Heimfahren geworden war, übernachteten neben ihm noch zwei Jäger aus Nürnberg, die schon früh auf die Pirsch gingen. Opa hat sein Geld immer in einer Geldtasche aufbewahrt, die er abends unter sein Kopfkissen steckte. Als er im Schlaf einmal aufwachte, stand einer der Jäger vor ihm und sagte:

"Käufel, wir gehen jetzt auf die Bockjagd". Das kam ihm zwar seltsam vor, aber er drehte sich herum und schlief weiter. Zuhause angekommen, schaute er in seine Geldtasche, und es fehlte ihm Geld. Statt dessen fand er einen goldenen Ehering darinnen. Wie und warum dieser Ring in die Tasche gekommen ist, weiß er bis heute nicht.

DER KRÄMERS-VETTER

In Röthenbach wohnte ganz oben im Zeidlerschloss ein wunderlicher Mann, der den Kindern öfter als sie ihm einen Schabernak spielte. Als Opa noch klein war, musste er ihm öfter mal etwas holen, weil er nicht von seiner Stube heruntersteigen wollte, denn er konnte schlecht laufen. Eines Tages sah ihn der Krämers-Vetter (so wurde er allgemein genannt) auf der Straße laufen und rief ihm hinunter: "Hansela, geh her, hol mir amal an Schnupftabak!" Er wickelte Geld in ein Stück Zeitungspapier und warf es ihm hinunter.

Für diese zehn Pfennig musste er ihm nun Schnupftabak kaufen, seine Sorte kannte er schon. Er ging zur Bäckerei Gebhardt, wo sie alle möglichen Sachen verkauften und nebenbei noch eine Landwirtschaft betrieben. Dann lief er schnell zurück, die braune Treppe zum Krämers-Vetter hoch, der ihm dann auch was versprach, wenn er wieder unten wäre. Opa wartete geduldig auf seine Belohnung, einen Bombom oder vielleicht ein Spielzeug oder so was Rares. Da warf ihm der Mann auch was herunter mit den Worten: "Da, Hansela, hast du was". Es war ein Stück Taubendreck.

Der Krämers-Vetter hat eigentlich Kriechbaum geheißen und war früher Lokführer. Er hatte ein lediges Kind und wollte sich seiner Verpflichtung entziehen. Eines Tages hielt er auf freier Strecke, stieg von seiner Dampflok und ging dann auf die Walz.

Im Alter konnte er nicht mehr richtig gehen, was vielleicht mit dem 70er Krieg zusammenhängen

mochte, er hatte immer noch die Orden davon umhängen. Er lief öfter von Haus zu Haus, um zu betteln. Manchmal erwischten ihn dabei die Gendarmen, und er musste wieder einmal nach Schwabach ins Gefängnis für drei Tage, denn Betteln war verboten.

Er war öfter auf der Kriechbaumwiese gelegen, wenn er betrunken war. Er war dann recht aggressiv. Die Kinder haben ihm dann seinen Stock weggenommen, dann konnte er nicht mehr aufstehen.

DER WEISSE PUDEL

Als Opa noch in der Drechslerlehre war bei Mohr's Gerch, ging er eines späten Abends bei hellem Mondschein ganz allein von der Turnstunde in Wendelstein heim nach Röthenbach. Die Bäume warfen im Vollmondlicht schräge gespenstische Schatten auf den Schotterweg. Als er am oberen Felsenkeller war, in der Höhe der alten Gräber, da begegnete ihm ein Hund, ein ziemlich großer weißer Pudel. Er ging um ihn herum und beschnupperte ihn. Opa blieb eine Zeit lang stehen, und als der Hund hinter ihm war, ging er weiter. Auch der Hund verschwand dann wieder über die Schwarzachwiesen hinweg.

Am nächsten Morgen erzählte Opa seinem Meister bei der Arbeit dieses seltsame Erlebnis. Der Meister legte sein Werkzeug aus der Hand und sagte ganz aufgeregt: "Bou, des war der weiße Pudel, der treibt sich in Nächten immer in dieser Gegend rum, der is von der weißen Frau, die ihre Kinder umbracht hat. Wenn er dir wieder amol begegnet, dann sagst zu ihm 'Seidreeck vor die Ohrn', dann kann er dir nix dou".

DER DAMPF

Früher wurde das Getreide noch mit der Dampfmaschine gedroschen. Als die Maschine einmal beim Reitenspieß, gegenüber vom Pflaum, stand, war das Hansela (der Opa) auch dabei. Die Drescher, der Einleger und der Maschinist waren gerade bei der schönsten Arbeit, beim Vespere. Der Heim's Gobel (eigentlich hieß er Willi) war 2 bis 3 Jahre älter als Opa mit seinen 8 Jahren, klopfte ein wenig gegen einen Hebel, und der Dampf zischte heraus. Er machte das Ventil wieder zu und sagte; "Hansela, dou moußt a amol hihau". Das Hansela klopfte gegen diesen Hebel, der Dampf zischte, und die Räder der Maschine setzten sich langsam und schnaufend in Bewegung. Als erster merkte es der Maschinist, er lief heraus und Hansela nahm seine Beine auf die Achsel und lief wie um sein Leben, weit bis nach Kugelhammer hinauf. Nach einiger Zeit schlich er sich wieder zurück zum Brunners Hof, wo er wohnte. Dort verkroch er sich in den Holzschuppen, oben auf den Boden unter die Reisigbüschel. Er war todunglücklich über seine Missetat. Er holte sich einen Strick und wollte sich damit aufhängen, um dem vermeintlichen Strafgericht zu entgehen. Wäre nicht sein Bruder Georg noch rechtzeitig dazugekommen, wer weiß, was geschehen wäre. Der sagte: "Was machst denn du da?" "Aufhenga will i mi". "Mach, dass d' runterkummst".

DIE SPIESSIN

Die Reitenspieß in Röthenbach hatten einen großen Hof. Die Milch hat sie noch selbst nach Nürnberg geliefert, wo sie ihre Kundschaft hatte. Täglich fuhr sie mit ihrer kleinen Bauernchaise mit den Milchkannen hinten drauf nach Nürnberg. Ihr Schimmel, der davorgespannt war, kannte den Weg so gut wie sie. Die Frau hatte nur ein Laster, das sie nicht ablegen konnte: Sie trank. Immer, wenn das Fahrzeug zuhause ankam, waren die Buben zur Stelle und riefen

schon, wenn sie auf der Kanalbrücke war: "Die Spießi kummt, die Spießi kummt", um dann die leeren Milchkannen für einen Bombom abzuladen, weil die Spießin meist betrunken war und selber nicht mehr abladen konnte. Auf ihren Gaul, der auch ohne Kutscher heimfand, und die Buben konnte sie sich immer verlassen.

DER 1. MAI

Opa hat nach der Zeit auf der Wagnersmühle das Drechslerhandwerk bei Meister Mohr erlernt. Als sie noch Lehrlinge waren, haben der Bretzners Fritz, der Enzenhofers Schorsch, der Eders Otto und Opa ausgemacht, dass sie den ersten Mai feiern wollten, so wie die anderen Arbeiter auch. Opa wohnte damals bei seinem Meister, weil ja die Mutter gestorben war.

Schon früh standen sie auf, ohne Kaffee zu trinken. Sie gingen auf die Radwiese und trieben sich dort herum. Zur Mittagszeit bekamen sie Hunger und der hat sie wieder heimgetrieben. Opa ging also zum Meister Mohr. Aber der Meister hat gesagt: "Geh nur wieder hin, wo du hergekommen bist, denn wer nichts arbeitet, braucht auch nichts zu essen". Später hat der Mohr's Gerch wieder darüber gelacht.

Opa hat das Violin- und Harmonika-Spielen von seinem Großvater erlernt und spielte manchmal seinen Kollegen in der wenigen freien Zeit was vor. Der Meister war ein guter Musiker mit gutem Gehör. Opa spielte die damals neuesten Stücke in der Werkstatt vor, Straußenwalzer waren damals das modernste. Er kannte sie von seinem Großvater. Der Mohr's Gerch saß auf einem Hackstock und hörte ruhig zu, bis er aufstand, eine seiner Harmonikas holte und dann loslegte, sodass keiner mehr mithalten konnte. Der Eders Otto ist in der Schwarzach ertrunken, als er das eingefrorene Wasserrad auf der Radwiese wieder flott machen wollte. Er rutschte mit den Holzschuhen, die er anhatte, aus und fiel in die Schwarzach, die etwas angeschwollen war, und man hat ihn einige Wochen lang nicht finden können. Bei einem Spaziergang entdeckte ihn der Bürgermeister Koch, als er einen Schuh am Ufer herausschauen sah. Er war bereits ganz in den Sand eingeschwemmt. Die Feuerwehr zog ihn heraus.

BEKANNTMACHUNG

An einem heißen Sommertag mussten der Opa und der Bretzners Fritz Suppe zum Steinbruch tragen, auf die die Arbeiter warteten. Der alte Opitz war damals Gemeindediener, und er holte sich beim Bürgermeister Lanz gerade eine Bekanntmachung ab, die er dann anschließend ausschellen sollte. Der fuhr am Kanalweg entlang, wo der Fritz und der Opa liefen, und als der Gemeindediener vorbeifuhr, gab der Opa dem Fritz einen Schubser, sodass er an das Vorderrad hintaumelte. Der Opitz verlor das Gleichgewicht und fuhr schnurstracks in den Kanal hinein. Aber es war ihm nicht um sich oder das Fahrrad, sondern er versuchte, den Zettel unter allen Umständen über Wasser zu halten. Natürlich hat der Gemeindediener sehr geschimpft, obwohl die beiden kaum das Lachen verbeißen konnten. Übrigens ist der Bretzners Fritz mit etwa 45 Jahren nach einem Wirtshausbesuch beim Kübler im Winter in eine Kanalschleuse gefallen und ertrunken. Die Dorflampen waren schon abgeschaltet gewesen, und keiner hat ihn gehört. Er war ein gescheiter Mann, der gut reden konnte.

DIE ULMER SCHACHTEL

Die Ulmer Schachtel war im Kanalhafen von Wendelstein gelegen zur Besichtigung. Das hat beim Wellers Hans und beim Mederers Schorsch das große Fernweh geweckt. Sie wollten hinaus in die Welt, ein Schiff wollten sie sich kaufen oder selber bauen. Damit wollten sie eine Weltreise machen. Im Wirtshaus haben sie geschwärmt von ihrem Vorhaben, denn sie wollten nach Afrika. Da hat der Mederer immer gesagt: "Seht ihr die Palmen dort ". Er hat fast schon gesponnen. Doch aus der Weltreise wurde nichts, doch im Wirtshaus mussten die beiden Helden den Spott der anderen ertragen "Seht ihr die Palmen ...".

DER 14er KRIEG

Am 1. August 1914 hat der erste Weltkrieg begonnen. Der Brunners Hans, ein junger Bursche, war in Straßburg bei der Artillerie. Als der Krieg ausbrach, rief er: "Hurra, jetzt geht es in den Krieg!" Opa hat ihm immer geschrieben, er wünschte sich von ihm eine Franzosenmütze, und die hat er auch bekommen. Er bekam das rote Franzosenkäppi eines Tags in einem Päckchen zugeschickt. Damit lief er stolz im ganzen Dorf umher. Dass die Leute über ihn lachten, hat ihn dabei nicht weiter gestört.

Der Onkel Martin hat das Eiserne Kreuz nur deswegen erhalten, weil er seinem Hauptmann einen Ofen im Unterstand gebaut hat. 1918 war Opas ganze Familie an Grippe erkrankt, und Opa musste sie mit roten Rüben ernähren, weil das das einzige Mittel damals war, was dagegen helfen sollte. Opa war als einziger gesund geblieben. Er musste mit 15 Jahren von der Arbeit zuhause bleiben, um seinen Vater und seine fünf Geschwister zu versorgen.

DER EISENBEISS

An einem Fastnachts-Dienstag kam Opa mit seinem Bruder Georg und seinem Freund Effenhauser nachmittags am Schulhof vorbei. Sie waren maskiert und Opa sang und spielte auf seiner Harmonika, sein Freund und der Bruder tanzten dazu. Das gefiel dem Hauptlehrer Eisenbeiß recht gut.

Das Lied hatte den Text: "Wenn du net mogst und a net mogst und a net mit mir tanzen mogst dann trog i dir a dei Bindela net und geh net mit dir ham". Am anderen Tag fragte der Lehrer den Opa nach dem Lied, das er gestern gespielt hatte. Aber Opa genierte sich und sagte es dem Lehrer nicht. Der wurde gleich sehr zornig, weil er keine Antwort geben wollte und haute ihn eine runter, und Opa weinte. Zuhause sagte er es seinem Vater, dass er sich so über den Lehrer geärgert habe. Der Vater hat dann den Eisenbeiß abends im Wirtshaus beim Brunner deswegen gehörig zusammengestaucht...

AM ALTEN KANAL

Am Ludwig-Donau-Main-Kanal fuhren zu Opas Kindheit noch viele Schiffe, entweder mit Benzolmotoren betrieben oder kleinere Holz-Zillen, die durch ein oder zwei Pferden am Treidelsweg gezogen wurden. Meist wurde Baumaterial, Steine oder Baumstämme, transportiert. Die Schiffsreiter haben beim Kriechbaum oder beim Brunner gehalten und sind eingekehrt. Die

Pferde kamen in die Stallungen zum Kriechbaum, die dafür vorgesehen waren. Im Sommer haben sie schon früh, gegen 4 bis 5 Uhr, wieder eingespannt und sind weitergezogen. Einmal, als Opa aufstand, haben beim Kriechbaum die Stallungen lichterloh gebrannt. Ein Schiffsreiter hatte seine Laterne auf den Stallboden gestellt, der Gaul muss sie dann mit dem Huf umgestoßen haben. Nach dem Einspannen fuhr er gleich weiter, ohne dass er es merkte. Jeder Löschversuch war vergeblich, das Gebäude brannte bis auf die Grundmauern nieder.

Opas Großvater hatte drei Fischhaltungen, das sind die Kanalabschnitte zwischen den Schleusen. Nachts hat man immer gedaubelt, man hat die auf Bögen gespannten Netze, die an einer langen Stange befestigt waren, in die tiefsten Stellen gelegt. Oft war schon nach kurzer Zeit was darinnen, Aale, Karpfen oder andere Fische, die es im Kanalwasser gab. Opas Vater war nachts einmal draußen und war aber doch sehr müde. Er legte sich auf die Wiese vor der Schleuse und schlief ein. Beim Umdrehen fiel er dann in die Schleuse, aber weil die Kanaltore zu waren, gab es nichts, um sich daran festzuhalten. Er musste im Finstern herumpaddeln und rief aus Leibeskräften zum Schleusenwärter um Hilfe: "Sedelmeier, zieh deine Schleusentore auf, ich bin ins Wasser gefallen und kann nicht mehr heraus!" "Du Schiebochs, du, was musst du denn da auch runterfallen?" Er war gerettet.

Im Sommer, wenn es gewitterisch war, konnte man leicht Karpfen oder Aale fangen. Einmal hat Opas Großvater ein Prachtexemplar von einem Aal in seinem Netz gefangen. Er schleuderte ihn, da er ihn nicht mehr halten konnte, ans Ufer, über den Kanalweg. Opas Vater war dort und wollte ihn packen, aber er entkam immer wieder, weil er so glitschig war. Da patschte er schnell mit der nassen Hand auf den Sand im Weg, und dadurch konnte er ihn fassen. Es war ein Riesen-Aal.

Die Aale wanderten nachts auch aus dem Kanal in die nahen Mais- oder Erbsenfelder. Es gab immer wieder welche, die nicht rechtzeitig ins Wasser zurückkehrten und durch die Sonne abtrockneten. Man konnte sie früh einsammeln.

OPAS OPA



Opas Urgroßvater Georg Rückert stammte aus Erlangen. Er war dort Straßenwärter. Opas Großvater hieß auch Georg Rückert und ist in Erlangen am 2. August 1855 geboren. Er war ein guter, gescheiter, manchmal auch strenger Mann. Sein Vater hatte einen Freund, der nach Amerika auswanderte und dort recht erfolgreich war und zu Geld kam. Er hat immer Geld geschickt, damit er studieren konnte. Er wollte katholischer Geistlicher werden. Aber dann kamen sie irgendwie in Streit und die Geldquelle aus Amerika versiegte, sodass er nicht weiterstudieren konnte. Er zog dann nach Röthenbach und betrieb dort die Straßenmeisterei. Seine Frau, Opas Oma, hieß Babette und war eine geborene Katheder aus Kiliansdorf. Die Fischzucht am alten Kanal hat er sehr eifrig betrieben. Dann gab es da noch die Kanaläpfel oder das Obst von den Bäumen neben der Straße, wie es früher bei dem geringen Verkehr noch möglich war. Er hatte zwei Schwestern, eine hieß Klausecker und wohnte in Wendelstein, die andere hieß Riffelmacher und wohnte in Roth. Diese Großtante kam immer an der Röthenbacher Kirchweih, und die Kinderfreuten sich sehr, weil sie nicht kleinlich war und ihnen ihr Kirchweihgeld mitbrachte. 20 Pfennig waren dazumal viel Geld. Opas Großvater konnte reden wie kein anderer. Er war Schriftführer bei vielen Vereinen und Vorstand der Veteranen und der Feuerwehr.

Jedes Jahr, zum Geburtstag des Prinzregenten Leopold, hielt er eine flammende Rede unter der großen Eiche vor dem Anwesen von Pflaum. Dort war eine Tribüne aufgebaut, mit weißblauen Fahnen geschmückt. Vorher gingen die Vereine gemeinsam in die Kirche. Opas Opa starb 1917 mit 62 Jahren. Opas Großmutter war evangelisch, die Kinder wurden alle so getauft, aber von den sieben Buben überlebte nur einer, Opas Vater. Er hieß wie sein Vater auch Georg, seine Frau, Opas Mutter, die schon so früh starb, hieß Kunigunde und war eine geborene Schönweiß aus Raubersried.

Opas Pat war der große Bruder seiner Mutter. Johann Schönweiß hieß er, in Raubersried ist er geboren. Er arbeitete und wohnte in der Fichtenmühle in der Broncerei. Eine seiner Töchter starb mit 25 Jahren; sie hatte ein lediges Kind. Das hat dann sein Pate aufgezogen.

Opa kann sich noch gut erinnern, wie sein Pat mit seiner Frau von der Fichtenmühle bis nach Röthenbach zu Fuß gelaufen sind, um ihm seine Schultasche zu bringen. Er konnte es nicht erwarten und ging ihnen ein Stück entgegen, bis zum Appeles-Buck. Seine Freude war groß, als er den Pat sah, er trug die Büchertasche auf dem Rücken, über den Spazierstock gehängt.

OPAS GESCHWISTER

Opa hat all seine Geschwister weit überlebt. Die ersten beiden Kinder starben, einer, der Michael, mit dreieinhalb Jahren.

Die Babette war verheiratet mit dem Koch's Schankel (Jean), sie starb aber schon mit 30 Jahren an Tbc. Diese Krankheit war damals eine Geißel, meist verlief sie tödlich, weil es keine wirksame Therapie gab oder man nicht das Geld dazu hatte. Und man hat sich in einer großen Familie leicht angesteckt.

Die Tina war 14 Jahre alt, als sie beim Bogner Brot holte und im Pflaumshof aufs Knie fiel. Dabei ist eine Ader geplatzt und sie bekam das Blutgerinsel ins Gehirn. Im Fieber sagte sie am Sonntag früh: "Mein Haar brennt, mein Bett brennt, das ganze Haus und die Scheune, alles ist in Flammen. Ich sehe so ein großes Feuer!" Danach ist sie gestorben.

Am Tag darauf brannte das Anwesen der Großeltern in Raubersried lichterloh, man sah den Feuerschein bis nach Röthenbach. Heute noch ist auf diesem Haus ein roter Hahn zu sehen, ein Zeichen, dass es dort einmal gebrannt hat. Der fünfjährige Sohn hat dort in der Scheune mit Feuer gespielt.

Der Georg, Opas einziger Bruder, den er gekannt hat, starb mit 22 Jahren an Tbc im besten Alter. Er wohnte damals beim Seufert und hatte auch eine Braut. Als er merkte, dass er sterben muss, hat er jedem noch einmal die Hand gegeben zum Abschied. Er fuhr dann plötzlich im Bett hoch und sagte: "Jetzt muss ich sterben".

Dann rief Opa: "Gerch, Gerch, hörst mi noch?" Er hat ihm nicht mehr geantwortet. Die Betti war nicht verheiratet, sie wohnte in Wendelstein beim Riedel. Als sie mit 28 Jahren an Tbc erkrankt war und im Sterben lag, holte Opa seinen Vater vom Wirtshaus. Sie starb dann so gegen acht Uhr abends.

Die Margarete war lange Zeit in Stellung. Sie hat von allen noch am längsten gelebt und hat wie Opa die Tbc überstanden. Sie wurde über 60 Jahre alt.

WEITERE VERWANDTSCHAFT

Die Fuchengroßmutter, Opas Schwiegermutter, war eine geborene Bauer, und deren Mutter eine geborene Brunner. Sie hatte zwei Schwestern, das Kätherla, das sich im Wald verlaufen hat und von der Zollhausmagd gefunden wurde. Die andere Schwester hieß Maria und war mit einem gewissen Conrad verheiratet.

Von ihrem Bruder Hieronymus, Musler genannt, wird später noch die Rede sein. Der Mann von der Fuchengroßmutter war Hafner, der recht gerne trank, wie das bei diesem Gewerbe so war. Er stammte aus Pegnitz und hat seine Frau auf der Steinbergkirchweih kennen gelernt. Er trug einen riesigen herunterhängenden Schnurrbart und war deshalb bei seiner Tochter Käthe (Opas Frau) nicht so beliebt, weil er immer mit ihr schmusen wollte. Einmal hat er ihr sogar 50 Pfennig für einen Kuss versprochen. Sie war 14 Jahre alt, als er starb. Er steckte die eine Hälfte seines Verdienstes ein, die andere Hälfte gab er seiner Frau, die ihm 12 Kinder zur Welt gebracht hat. Das war damals so. Die vier ersten Kinder starben, zwei davon innerhalb von 14 Tagen an Brechdurchfall.

Dann hat sie die Tochter ihrer Schwester geholt, um sie aufzuziehen. Das war die Schnieglinger Berta, die später dort Hebamme war. Mit 6 Jahren musste sie wieder nach Hause zu ihrer Mutter zurück, aber ihre wirkliche Heimat war Sorg bei Wendelstein, wo sie die ersten Lebensjahre verbracht hat.

Der Vater der Fuchengroßmutter, er hieß Bauer, war ein Fuhrunternehmer. Er verunglückte am Brenner mit seinem Fuhrwerk. Davon erzählt die Geschichte "Am Brenner". Seine Frau heiratete noch einmal, einen gewissen Neumeier.

Die Fuchsen-Oma wurde 91 Jahre alt. Sie hat acht Kinder großgezogen, Hans, Martin, Konrad, Leonhard, Schorsch. Die Töchter waren die Kuni, die Berta und die jüngste die Käthe (Sie war Opas Frau).

Der Leonhard war im 1. Weltkrieg, da wurde er beim Wasserholen, als er nicht gleich die Parole sagte, von einem deutschen Posten, einem Kameraden, aus Versehen erschossen. Er war erst 19 Jahre alt.

AM BRENNER

Der Vater der Fuchengroßmutter hatte ein Fuhrunternehmen mit vier Pferden. Er fuhr von Leipzig bis Triest in Italien und transportierte alle denkbaren Güter wie Gewürze und Salz aus Berchtesgaden oder Reichenhall. Nürnberger Tand, und alles was es so gab wurde gefahren. Manchmal war es auch gefährlich, denn man konnte überfallen werden von Wegelagerern. Und immer wieder war Zoll zu entrichten an den Zoll- und Grenzstationen. Jede kleinere Gemeinde verlangte Pflasterzoll. Auch war man ständig der Witterung ausgesetzt. Als er einmal nachts den alten steilen Brennerpass hinunterfuhr, tobte ein heftiges Gewitter. Die Pferde scheuten vor den zuckenden Blitzen und den Donnerschlägen und rasten den Weg hinunter. Sie waren auch nicht mehr aufzuhalten, kamen vom Weg ab und das ganze schwer beladene Fuhrwerk stürzte schließlich den steilen Abhang hinunter ins Verderben. Die Pferde waren tot, der Vater schwer verletzt. Man hat ihn dann noch heim geholt, aber nach vier Wochen starb er an seinen Verletzungen.

DER BACHSPRUNG

Früher gab es das alte Dorf Röthenbach nur unterhalb des Kanals. Erst 1907 wurden die Häuser auf der anderen Kanalseite gebaut. Von dort ging ein Graben hinunter, der Leitenbach, den man einfach Gauchsbach nannte, obwohl dieser viel weiter oben verlief. Der Effenhausers Schorschl, der 3 Jahre älter als Opa war, sprang über diesen Bach, der gerade etwas Hochwasser hatte. Drüben sagte er: "Hansela, spring aa rüber!". Das Hansela sprang und landete mitten im Bach, obwohl ihm der Schorschl versprochen hatte, ihn aufzufangen. Opa schlich sich dann patschnass nach Hause. Und wie es so geht, da wollte gerade sein Vater mit dem Fahrrad wegfahren, aber er sah ihn und stellte ihn zur Rede. Der Vater zog ihm die Hose aus und versohlte seinen nackten Hintern. Dann sagte er. "So, jetzt gehst Du ins Bett und schläfst bis morgen früh! Rühr dich ja nicht mehr! " Die Mutter war halt gerade nicht da, die ihn trösten hätte können, aber es war dann doch ein guter Schlaf.

DIE HEUBAUERN

Zur Zeit der Heuernte fuhren zwei Mal in der Woche die Allersberger Heubauern mit ihren schwerbeladenen Wagen durch Röthenbach. Sie kamen gegen Abend an, um auf dem Weg nach Nürnberg zu übernachten und ihre Pferde ausruhen zu lassen. Auf dem Rückweg kehrten sie wieder ein, aber sie haben nicht übernachtet, denn die Wagen waren leer oder weniger beladen. Die Kinder haben immer schon auf die Fuhrwerke gewartet, denn oft hatten die Bauern Körbe voller Kirschen aus der Stadt mitgebracht, die sie zuhause weiterverkauften oder für sich selbst brauchten. Auf die Kirschen hatten sie es abgesehen. Nur waren diese Kirschkörbe mit Sackleinen zugenäht. Die Kinder bohrten mit den Fingern Löcher in das Sackleinen, um an die herrlichen Kirschen zu kommen und sich daran gütlich zu tun. Nur durften sie sich nicht erwischen lassen.

Die Bauern, sie wurden auch Heukipperer genannt, haben in der Zwischenzeit dem Gerstensaft zugesprochen, und am Sonntag so gegen zwei Uhr haben dann die Knechte des Wirts eingespannt und die betrunkenen Fuhrleute auf den Wagen gelegt. Am Sonntag früh, wenn die Kirchenglocken läuteten, sind dann die Pferde mit ihren Wagen und Herren zuhause angekommen, vor der Stalltüre sind sie dann stehen geblieben, sie kannten ihren Weg und vielleicht auch ihren Herrn.

OPA ALS LEBENSRETTER

Der Böhms Schorsch und der Riedels Hansl waren etwa fünf Jahre alt. Sie fuhren im Lanzenweiher in einem Holzboot. Opa hatte sich gerade gebadet und ging weg. Da hörte er, wie einer immer "Mutter, Mutter, Mutter!" rief. Schnell rannte er zurück und sah den Schorsch vom Wasser immer wieder auftauchen, der andere Bub saß wie versteinert im Boot, er hätte ihn leicht retten können, wenn er hingerudert wäre. Aber er war unter Schock gestanden. Opa sprang schnell ins Wasser, schwamm zum Kahn und schleppte ihn dort hin, wo der Schorschl kämpfte. Als er wieder hoch kam, zog er ihn aus dem Wasser, wo er ohne seine Hilfe bestimmt ertrunken wäre. Am Kanal gab es immer wieder Unfälle durch Ertrinken. Solange einer nur hineinflie, ging es ja. Aber im Rausch ist es schon schwerer, wieder herauszukommen, besonders an den Schleusen oder bei Nacht und wenn niemand dabei ist.

ALS OPAS GROSSELTERN STARBEN

Opas Großvater war 62 Jahre alt, als er starb. Die Oma war gerade krank zu jener Zeit und die Sporerer Rosa (16) hat sie betreut. Sie kämmte ihr gerade das Haar, als sie starb. Es war genau an dem Tag, an dem ihr Mann beerdigt wurde. Die Rosa lief dann auf den Friedhof, wo die Beerdigung stattfand und sie rief über die Friedhofsmauer: "Geht heim, die Großmutter ist gestorben". Der Pfarrer hat es dann kürzer gemacht, und alle Leute waren sehr betroffen.

MORITATEN

Die Effenhauserin, eine geborene Kisskalt, wurde mit 35 Jahren Opfer eines Mordanschlags. Ihr Mann war im Krieg, und sie hatte fünf Kinder zu versorgen. Eines Tages war die Frau verschwunden. Man suchte sie überall, man fand sie schließlich tot. Sie haben gemeint, der Heimsgobel wars, das war ein Streuner, die Buben sind auch mit ihm verkehrt und wurden auch vernommen. Der Gobel wars nicht. Auch ein anderer, der lungenkrank war und immer zum Doktor nach Feucht lief, wurde verdächtigt, aber er war ebenso unschuldig.

In Röthenbach, in Richtung Feucht zum Jägersee hin, gibt es heute noch den Meixnerstein, ein Gedenkstein für einen Jäger, der dort die Jagd gepachtet hatte. Er war ein Nürnberger Fabrikant und kam durch einen tragischen Unfall ums Leben: Als er über einen Graben sprang, ging sein Gewehr los, und er hat sich so selber erschossen.

Von den beiden Feldkreuzen, die heute in Röthenbach beim Küblerhof stehen, weiß Opa zu berichten, dass dort im 66er Krieg zwischen Preußen und Bayern zwei österreichische Offiziere gefallen sein sollen. Damals stand dort noch ein Wald.

Die Tante vom jetzigen Brunner hat sich aus Liebeskummer im Kanal ertränkt zwischen Kugelhammer und der Röthenbacher Schleuse. Der Kriechbaum Michel hat sie entdeckt: "Da liegt die Marie droben". Dann haben sie sie mit einem Kahn geholt.

Im Schwarzachtal zwischen Röthenbach und Wendelstein liegt ein Weiher. Von dem sagt man, dass dort einmal eine Postkutsche mit Pferden, Postillion und Fahrgästen untergegangen sein soll. Man nennt ihn den Postkutschenweiher, und der ist sehr tief.

AUF DER WAGNERSMÜHLE

Opa wurde nach dem Tod seiner Mutter auf die Wagnersmühle geschickt. Sein Vater hat das mit dem Wagnersmüller im Wirtshaus ausgemacht, dass er bei ihm leben sollte, weil er selbst einen Sohn hatte, der einen langen Schulweg hatte, den er ganz allein gehen musste. Da wäre es doch besser, wenn er noch einen Kameraden hätte, der ihn begleitete. 5/4 Stund war der Schulweg lang, erzählt Opa. Aber es kam dann doch so, dass beide Buben zu unterschiedlichen Zeiten Schule hatten. So musste Opa doch allein zur Schule gehen.

Im Winter war der Weg oft tief verschneit, ab und zu fiel die Schneelast von den Bäumen oder ein Hase hoppelte über den Weg, sonst kam wenig vor auf dem Schulweg. Alleine hatte Opa Angst, die erst dann nachließ, als er die anderen Schulkinder von Eichelburg her jodeln hörte, die dann den gleichen Schulweg wie er hatten.

Auf der Wagnersmühle war vor der Schneidmühle ein Stauweiher mit Fischen darin. Damals gab es auch noch Flusskrebse, die prima schmeckten. Der Müllers Opa, er wurde PAPA genannt, hat nachts Reisigbüschel in den Mühlbach gelegt. Am Morgen hingen die Krebse dran.

Auf der Mühle hatten sie einen Russen, einen Gefangenen vom 1. Weltkrieg. Der musste dort arbeiten. Wassili hieß er. Einmal hat er sich bei der Ernte einen Strohalm ins Auge gestoßen. Sie haben dann den Doktor aus Roth geholt, der hat das wieder in Ordnung gebracht. Aber der alte Papa hat dann doch sehr geschimpft, als er 5 Mark verlangte für die Behandlung.

DER ENSSERS TOMS

Der Enßers Hans ist nach Amerika ausgewandert. Am Tag vor dem 1. Mai, in der Walpurgisnacht war es, da sind Opa und seine Kollegen nach Worzeldorf gelaufen. Der Wunderers Schorsch war auch dabei. Sie wollten ihren Freund, den Enßers Hans zum Bahnhof bringen. In Worzeldorf hatte der Auswanderer nämlich ein Mädchen vom Steinbruch, von dem er sich verabschieden wollte. Aber sie haben ihn nicht getroffen, und es war schon Nacht, als sie zurückliefen. So haben sie im Straßengraben übernachtet, und früh am ersten Mai gingen sie dann gleich zum Wendelsteiner Bahnhof. Dort war das ein Abschied für immer, sie haben ihm noch lange nachgewinkt, bis der Zug verschwand.

Sie haben ihn auch nicht mehr gesehen, denn er ist von seinem Freund in Amerika erschossen worden, dem er Geld geliehen hatte. Der hat ihn dann noch öfter angebettelt, ohne Erfolg, und da hat er ihn im Streit niedergeschossen.

KARBID

Der alte Enßer, der Vater vom Toms, hatte an den Schweißner eine Werkstatt vermietet. An einem kalten Wintertag war der Schweißapparat, der noch mit Wasser und Karbidbrocken betrieben wurde, eingefroren. "Des wern mer gleich hom", sagte der alte Enßer, "den Apparat stelln wir da in den Hof raus und leinen ihn auf". Gesagt, getan. Er holte einen Reisigbüschel, legte ihn unter den Schweißapparat und zündete ihn an. Er stand zwischen Hauswand und dem Karbidapparat, als dieser in die Luft flog mit einer riesigen Explosion. Die hat ihn an die Hauswand geworfen. Er lag im hinteren Zimmer und hatte schwere innere Verletzungen. "O Hans, mir is wos passiert", sagte der Enßer, als Opa ihn besuchte. Er konnte nicht mehr richtig atmen und starb vier Tage nach der Explosion.

ZIGEUNER

Der Kriechbaums Michel hatte eine Wirtschaft und einen Bauernhof. Gearbeitet hat er nicht viel. Ein bisschen am Kanal spazieren, auf die Jagd gehen und mit den Zigeunern Musik machen, wenn sie kamen, das war ihm lieber. Da hat es immer ein großes Hallo gegeben. Da war es nächtelang laut. Sie haben Siebe verkauft oder repariert, alles was halt in der Landwirtschaft so anfällt.

Die Ungarischen Zigeuner haben nur mit Pferden gehandelt mit viel Lärm und Handschlagen. Die

Buben haben das alles mitbekommen.

Eine besondere Delikatesse war für die Zigeuner Igelbraten. Sie haben in der Dämmerung die Igel gefangen und gebraten. Die Kinder mussten die Igel suchen in den Hecken und sie ihren Eltern bringen. Das erfolgte immer mit sehr viel Geschrei. In das hintere Igelbein machte der Zigeunervater einen Schlitz und hat dann den Igel aufgeblasen. Die Stacheln wurden entfernt und die Tiere wurden ausgenommen. Die Igelbeine wurden auf der blanken Herdplatte gebraten, und die Kinder der Zigeuner bekamen sie zu essen. Der Kriechbaum Michel hat das "Sei-Igelbraten" von den Zigeunern gelernt und nachgemacht. Er hat dann die Kinder, auch Opa, davon versuchen lassen.

DAS GUSSEISERNE KREUZ

Im alten Friedhof in Röthenbach stand ein gusseisernes Kreuz auf dem Grab der alten Familie Doffin, wo deren Urgroßeltern beerdigt sind. Daran konnte man wackeln und es ins Schwingen bringen. Opa wollte es genau wissen und schüttelte so kräftig, bis es plötzlich abbrach und er es in der Hand hielt. Das war wieder ein Schrecken für ihn, weil das immer Strafe bedeutete, wenn es herauskam. Es waren ja seine Kameraden dabei, der Opitzen Georg, der Schmi-Heiner (der Sohn vom Schmied) und der Bretzners Fritz sowie sein Bruder Georg. Heim hat er sich nicht getraut, und so ging er gleich in die Höhle des Löwen, er sagte es dem Doffin. Der lief zu Opas Vater und sagte gleich: "Das machen wir im Guten aus. Da machen wir ein paar Laschen hin, dass es wieder hält". Das hat zwar nicht sehr schön ausgesehen, aber es hielt. Und was das schönste war: Ausgehauen wurde er nicht von seinem Vater. Er weiß nur nicht, warum er an diesem Tag so gutmütig war. Seitdem hat er kein Kreuz mehr angerührt, den Respekt davor hat er sich aber zeitlebens bewahrt.

DIE SAMTHOSE

Im Röthenbach wohnte ein gewisser Stelzner, dessen Schwiegereltern hatten in Nürnberg ein Kleider- verleihgeschäft. Sie arbeiteten auch mit dem Opernhaus zusammen. Ab und zu wurden ältere Stücke ausgemustert, die dann gegen geringes Entgelt zum Verkauf angeboten wurden. Nach dem Tod der Mutter kaufte man für Opa so eine Hose aus schwarzem Samt, eine Bundhose. Als er so an der Drechslerbank stand, hat ihn sein Meister oft von der Seite gemustert und geschmunzelt, aber gesagt hat er nichts. Opa sah darin aus wie ein Prinz vom Theater.

Die Mädchen, die abends immer beim Brotholen an der Werkstatt vorbeikamen, machten den Fensterladen etwas auf, um ihm bei der Arbeit zuzusehen. Das waren die Lanzen Anna, die Meiers Anni und manchmal die Stelzners Wina. Das Lanzen Annela sagte zu ihm: "Hanser, tu deinen Laden nicht zuhängen, damit ich ihn aufmachen kann". Die beiden haben einander gern gesehen, und so wartete er alle Abend schon sehnsüchtig auf das Öffnen des Fensterladens, nur um einen Blick zu erhaschen. Aber mit den beiden ist nichts geworden, denn sie war reich und Opa war arm.

DER SPINAT

Nach dem 1. Weltkrieg gab es wenig Arbeit. Das hing ganz vom Abschluß der Leipziger Messe ab, mal war es besser, mal wieder schlechter. Als Opa in den zwanziger Jahren öfter arbeitslos war, hat er mit dem Müllers Hanni im Wald draußen dürre Bäume umgehauen, manchmal war auch ein grüner dabei. Das Holz haben sie dann in Stücke zersägt und in Säcken mit dem Bruckenwagen nach Nürnberg zum Verkaufen gefahren. Pro Sack haben sie eine Mark bekommen, und das war

damals viel Geld. Sie haben acht Säcke Holz auf ihren Wagen geladen. Eine Halbe Bier hat 20 Pfennig gekostet. Obwohl es so billig war, haben sich Opa und seine Kameraden immer nur einige Schoppen am Abend beim Enßer gekauft. Wenn es dann spät in die Nacht ging, sagte die Enßers-Tomsi aus ihrer Durchreiche heraus: "Etz geht er ham ihr Lümmel, etz hobt er gsuffn gnouch".

Einmal kamen sie am Hauptmarkt in Nürnberg vorbei. Dort wurde gerade der Spinat recht billig angeboten. Ein Pfund kostete einige Pfennige. Der Müllers Hanni wollte seiner Mutter eine Freude bereiten und kaufte gleich fünf Pfund. Er wusste ja nicht, wieviel das ist. Die Marktfrau gab ihm fast ihren ganzen Bestand, und der Rucksack wurde ganz prall vollgefüllt mit Spinat. Aber etwas zu sagen, dazu war er zu stolz. Zuhause schlug die Mutter die Hände über dem Kopf zusammen. Es gab dann Spinat und wieder Spinat, bis er ihnen zum Hals heraushing, und so haben sie den Rest der Geiß im Stall zu fressen gegeben.

DER TANZSAAL

Die Rückert haben oben im ersten Stock beim Brunnerswirt gewohnt. Opa schlief mit seinen Geschwistern in einer kleinen Kammer neben dem Tanzsaal. Das ganze Jahr über war es dort recht ruhig, von dort ging auch eine Tür zum Saal, die aber meist verschlossen war. Es kam auch vor, dass ein Toter dort aufgebahrt wurde, wie sein Bruder und seine Schwester.

Ab und zu gab es auch eine Veranstaltung, aber wenn Tanz war, wie an der Kirchweih, dann ging es turbulent und laut zu. Dann konnten die Kinder natürlich nicht einschlafen von der lauten Musik und dem Lärm der Tänzer, die sie durch das Schlüsselloch beobachten konnten.

Wenn seine Mutter einmal mit einem anderen Mann als seinem Vater tanzte, dann war der Opa sehr eifersüchtig, das hat ihm gar nicht gefallen.

Opa war elf Jahre alt, als seine Mutter mit 38 Jahren an Tbc starb. Sie hat acht Kinder zur Welt gebracht. Zwei sind schon im Kindesalter gestorben, für die anderen Kinder war es schwer, ohne Mutter aufzuwachsen.

DER KOMET

Vor dem 1. Weltkrieg gab es eine viel beachtete Himmelserscheinung. Der Halleysche Komet stand am Abendhimmel, er wurde von Tag zu Tag heller und war am westlichen Himmel zu beobachten. Sie sagten: "Heute abend schauen wir wieder den Kometen". Man konnte ihn gut vom Westfenster aus sehen.

Er hatte einen weißen Kopf und einem langen leuchtenden Schweif, wie eine brennende Garbe. Die Leute hatten auch Angst und sagten: Das bedeutet nichts Gescheites. Opa hat diesen Kometen bereits zwei Mal erlebt, das letzte Mal war er aber nicht zu sehen.

DER KONFIRMATIONSANZUG

Opa hat in der Kirche von Eckersmühlen konfirmiert, als er noch auf der Wagnersmühle mithalf. Sein Vater kaufte ihm beim Felsner in der Schulstraße in Wendelstein einen Konfirmationsanzug. Er war lange Zeit im Schaufenster gelegen und war von der Sonne so gebleicht, dass das eine Bein schwarz, das andere aber rot schimmerte. Er war halt billig, und das war entscheidend.

DER MUSLER

Die Fuchsen Großmutter hatte zwei Schwestern, die Maria und das Kätherla, das sich im Wald verlaufen hat, und einen Bruder. Er hieß Hieronymus und wurde Musler genannt. Mit 18 Jahren wanderte er aus nach Amerika. Von dort hat er nur einmal geschrieben, dann kam keine Post mehr von ihm über den großen Teich und man hat nie mehr was von ihm gehört.

Eines Tages saß seine Mutter am Fenster und strickte. Da sah sie den Musler zum Fenster hereinschauen, ganz deutlich. Sie lief gleich hinaus, aber sie suchte ihn vergeblich. Es war nur eine Erscheinung gewesen, aber die Mutter fühlte in ihrem Inneren, dass das wohl die Todesstunde ihres Sohnes war.

AM STEINBERG



Gaststätte Hinter-Woerloch bei Wendelstein/Mfz.

Als junger Bursch war Opa beim Arbeitersportverein. Er hat Fußball gespielt, das Vereinslokal führte der Weißen Gaber am Berg in Wendelstein. Um 11 Uhr war Polizeistunde, und da durfte man sich nicht mehr erwischen lassen. Besonders der Wirt musste darauf achten. Er sagte öfter: "Frau,

geh'n wir ins Bett, die Buben wollen heim".

So zahlten und gingen sie. Einmal wurde beraten, was man noch anfangen könnte mit dem angebrochenen Abend. So gingen sie auf den Steinberg, wo ein Wirtshaus mitten im Wald stand. Es war recht finster, und sie weckten den Wirt auf. Er hieß Winter und war tagsüber im Steinbruch beschäftigt. Der brummte zuerst, öffnete aber dann doch. Flaschenbier hatte er nicht da, so wurde ein 23 Liter Fass angestochen, das früh um fünf Uhr nach langer Kartelnacht bei Petroleumlicht leer war. Elektrischen Strom gab es nicht.

G E B U R T S T A G S G E D I C H T
Zum 80. Geburtstag von Johann Rückert
am 3.9.1983

Lieber Opa!

Vor 80 Jahren da hat sich's geschickt,
Da hast Du das Licht der Welt erblickt.
Aus Röthenbach, aus dem Brunnershaus,
Da stammt unser Rückert-Opa raus.

Die Eltern waren beide nicht reich,
Sein Großvater hatte einen Fischerteich.
Der hat dort auch die Wege gemacht
Und Jahre zuvor am Gymnasium verbracht.

Katholischer Geistlicher wollte er werden,
Doch es wendet sich manches Blatt auf Erden.
Es ist gut, dass des Gönners Geld versiegte
Und Opas Opa doch Kinder kriegte,
Sonst wären die Nachkommen alle nicht hier
Und es gäb auch kein Geburtstagsbier.

Die Jugendzeit war für Opa nicht leicht,
Es hat oft nur zum nötigsten gereicht.
Geschwister und Mutter hat er verloren,
Da ward ihm ein neues Schicksal erkoren:

Mit 13 zog er vom Elternhaus
Zur Wagnersmühle als Helfer hinaus,
Um den Sohn dort zur Schule zu geleiten
Und auf der Mühle mitzuarbeiten.

5/4 Stund' war der Schulweg lang
Manchmal wurde ihm dabei recht bang.
Sein Konfirmationsanzug war ein Sonderangebot
Das eine Bein war schwarz, das andere rot.

Die Sonne hatte den Anzug gebleicht,
Zu mehr hat es eben nicht gereicht.

Mit 14 fing er als Drechsler an
Beim Mohr's Gerch, einem markanten Mann.
Die Arbeit ging weiter in Stadt und Land,
Bis er eines Tages die Fuchsen-Käthe fand.

Trotz Inflation und Arbeitslosigkeit
Haben die beiden bald darauf gefreut.
Das Hochzeitsmahl war nicht so üppig wie heut',
Über Uferknidla und Nudelsuppe
hab'm sie sich trotzdem gefreut.

Durch der Mutter Händlerblut
Liefen die Geschäfte gut
Bescheidener Wohlstand stellte sich ein
Und viele kleine Kinderlein.
Denn Vater werden ist nicht schwer,
Doch Vater sein dagegen sehr.

Und eines Tags war Vater motorisiert,
Fleiß und Genügsamkeit haben dazu geführt.
Er fuhr mit der Ardie hinaus in die Pfalz
Und holte dort Tonnen von Eiern und Schmalz,

Geflügel und Butter und andere Waren
Die wurden im Beiwagen heimgefahren.
Zur Weihnachtszeit kehrte sich um die Fahrt,
Da wurden Lebkuchen und Zuckerstückli,
Spielwaren und Pfeffernüssli
Hinaus in die Pfalz gekarrt.

Mutter hat sich im Beiwagen Öfter geniert
Und das Aufsteigen erst
An der katholischen Kirche probiert.

Den schrecklichen Krieg hat er auch mitgemacht
Und einen Splitter im Arsch mit nach Haus gebracht.
Nach dem Krieg zog er in das neue Heim
Mit Hasen, Hühnern und Kinderlein ein.

Trotz Verwundung und manchem Schicksalsschlag,
Trotz Krankheit und vieler anderer Plag'
Ist er ein zufriedener Mensch geblieben
Und ließ den Humor nicht unterkriegen.

Er war fleißig und immer hilfsbereit
Und hat sich vor keiner Arbeit gescheut.
Am siebzigsten haben wir sehr gelacht:
Da hat er noch einen Kopfstand gemacht.

Wenn Du willst, kannst Du es auch heute probieren,
Du brauchst Dich vor uns nicht zu genieren.

Am Mittwoch in der Kartelrunde
Ist für ihn die schönste Stunde.
Bei seinen Freunden möchte er sein,
Bei Spiel und Spass, bei Bier und Wein.

Am Sonntag früh zum Tag des Herrn
Geht er in seine Kirche gern.
Doch bald schon ist die Kirche aus,
Dann ist er auf der Ranch zuhaus.
Wird ihm das Leben manchmal schwer,
Dann holt er seine Harmonika her
Und spielt darauf ein lustig Lied
Dann ist ihm bald wieder wohl im Gemüt.

Der Opa hat sein Leben gemeistert
Und sich für manches Schöne begeistert.
Er ist ein zufriedener Mensch geblieben
Und deshalb müssen ihn alle lieben.

Durch Genügsamkeit und Bescheidenheit,
Durch Lebenserfahrung und Fröhlichkeit
Kann er uns allen ein Vorbild sein
Drum stimmt mit mir in den Glückwunsch ein:

Glück und Segen für Dein weiteres Leben
Möge Dir unser Herrgott geben.
Ein dreifach Hoch dem Jubilar
Du sollst werden hundert Jahr!

OPA ERZÄHLT AUS SEINEM LEBEN

(Teil II nach Erzählungen vom 25.2.1989 an)

Mein Vater Johann Rückert wurde von uns 'OPA' genannt. Er wohnte neben uns in seinem kleinen Häuschen an der Kellerstraße und kam zum Mittagessen immer herüber. Beim Kochen erzählte er mir seine Geschichten, die weit in seine Kindheit zurückgehen und meistens von seiner Kinder- oder frühen Jugendzeit in Röthenbach handeln. Manchmal kam ich vor lauter Aufschreiben mit dem Kochen gar nicht mehr nach.

Er ist am 3.9.1903 in Röthenbach im Brunnershaus geboren und am 27.10.93 im AWO-Pflegeheim im Faberschloss Schwarzenbruck mit 90 Jahren gestorben.

IM JAHRESLAUF

Für Kinder ist es das schönste, wenn möglichst oft eine Abwechslung für sie kommt. So freute sich Opa auch auf das jeweils nächste Ereignis.

Neujahrswünsche war damals noch üblich. Kein Kind konnte es sich leisten, nicht aus dem Haus zu gehen, um die Neujahrswünsche herzusagen. Die Leute warteten schon darauf. Man sagte einen Zweizeiler oder ein ganzes Gedicht auf, z.B.:

Ich bin ein kleiner König,
Gebt mir nicht zu wenig.
Lasst mich nicht so lange stehen,
Denn ich muss noch weiter gehen.

Der Erfolg hing von der Vortragsweise ab, aber meist reichte es aus, dass man überhaupt zu den Leuten hinging.

Wurstfahren war eine andere Sache. Man nahm Geschirr und einen Krug mit, wenn jemand frisch geschlachtet hatte, um sich mit viel Geklapper wenigstens eine Wurst und die Metzelsuppe zu ergattern. Aber der Spender hatte oft selbst seine Freude dran. Opa war einmal beim Gehringer, dort bekam er immer was, und der freute sich über seinen Gast. Der strich ihn ein paarmal kräftig über die Backen und sagte: "Hansela, lass dir's nur recht gut schmecken." Zuhause angekommen, lachten alle über das Hansela, das kohlschwarz im Gesicht war. Jetzt wusste Opa, warum der Mann gar so freundlich war. Er hatte sich vorher an der Innenseite des Ofentürchens die Hände rußig gemacht .

Am Faschingsdienstag zogen alle Kinder maskiert durch das Dorf und bekamen von den Hausfrauen manchmal Küchle oder Faschingskrapfen, die in schwimmendem Fett herausgebacken wurden. Die Geschichte vom Eisenbeiß ist schon bekannt, wo der Lehrer dem Opa eine herunterhaute, nur weil er am nächsten Tag ihm das Lied nicht vortragen wollte, das er zusammen mit seinem Bruder Georg gesungen und gespielt hatte.

Zu Ostern gab es Ostereier, bunt gefärbt, mit Zwiebelschalen oder anderen Farben. Die Kinder besaßen so 15 - 20 Eier, die man zum Teil mit zum Hodeln nahm. Dabei wurden zwei Rechen zusammengelegt und die Eier wurden da heruntergerollt. Wenn ein Ei ein anderes berührte, gehörte es dem erfogreicheren. Oft war die Schale recht eingedrückt, das Ei läuft strümpfert, sagte man. Dann wurden sie einfach verspeist.

Der Pelzmäntel wurde vom großen Brunnersbuben gemacht. Er hat sich mit einem alten Schäfersmantel bekleidet und sich aus Flachs Haare und einen wilden Bart zugelegt. Diese Verkleidung war so gut, dass Opa ihn nicht erkannte, als er die Treppe hochkam mit einer Glocke in der Hand schellte und einem Sack über der Schulter trug. Auch die Rute hat nicht gefehlt. Anfangs machte er den Kindern tüchtig Angst, die sich gleich unter das Bett versteckten. Da hat er schon hinuntergehaut, aber dann hat er doch seinen Sack mit Pfeffernüssen und Zuckerstücken ausgeleert.

Zur Weihnachtszeit wurden im alten Röthenbacher Schloss die Kinder von den Schlüsselfeldern beschenkt. Das war immer eine große Freude für sie. Die Schlüsselfelder -sie hatten die Wälder und die Gelder - waren auch entsprechend beliebt. Seinen Christbaum holte man sich allgemein vom großen Wald. Keiner sagte was, aber erwischen wollte man sich halt auch nicht lassen...

SCHUSSERBUBEN

Zu Ostern haben die Kinder meist einen Beutel Schusser bekommen. Die musste man in ein Loch im Boden schubsen, und wer am meisten Schusser ins Loch brachte, hatte gewonnen. Da waren der Brunners Hansel, der Miederers Hans, Opa und sein Bruder Georg. Der Brunners- und er Miederers Hans haben meist gewonnen, , weil er die Schusser mit dem Finger mehr geschoben hat. "Lass einmal deinen Finger sehen", sagten sie, und der war voll Dreck, weil er beschissen hatte. In Opas Wohnung beim Brunner in der Wohnstube waren die Fußbodenbretter an der Seite schon etwas morsch durch die aufsteigende Feuchtigkeit. Da konnte man auch ein Loch aushöhlen und schon hatte man ein Schusserloch zum Spielen. Das war für die Kinder die schönste Unterhaltung. Jede Woche wurde die Wohnung von der Mutter aufgewischt. Solange die Bodenbretter noch feucht waren, wurden sie mit Kartoffelsäcken abgedeckt, damit kein Dreck hineingetragen wurde. Mit Sand hat man die gute Stube nicht bestreut, wie es früher noch üblich war. Damals war man halt moderner als andere.

DIE KNOCHENSAMMLER

Zu Opas Kinderzeit war es üblich, alles irgendwie Verwertbare zu sammeln, und man bekam auch etwas dafür. Das waren Flaschen, Alteisen, Lumpen Knochen und anderes. Aus den Knochen wurde Seife hergestellt. Wenn man eine Portion zusammen hatte, bekam man vom Lumpensammler eine kleine Porzellanfigur, woran die Kinder ihre Freude hatten. Da Opa im ersten Stock der Brunnerswirtschaft wohnte, wo eine Metzgerei dabei war, gab es immer wieder Knochen vom Schlachten. Aber er wollte mehr haben. Die Kinder hatten auch schon eine Fundgrube entdeckt. In der alten Friedhofsmauer war eine kleine Höhle. In dieser Vertiefung fand man allerhand Knochen, Schlüsselbeine, Ellen, Speichen und Schienbeine.

Auch Totenköpfe gab es, aber die haben die Buben nicht genommen, weil das doch aufgefallen wäre. Das ging solange gut, bis der Lehrer Eisenbeiß eines Tages von dieser Sache Wind bekam, und da ging ein fürchterliches Donnerwetter los über die Kinder. Aber er konnte keine einzelnen bestrafen, weil es alle gemacht hatten.

PFERDEWAGEN

Opa hatte als Kind eine neue Zipfelmütze bekommen. Weil er öfter bei den Pferden war, passierte

es einmal, dass ihm der Gaul seine Mütze vom Kopf zog und sie offenbar verspeisen wollte. Es gelang gerade noch, dem Tier das gute Stück aus dem Maul zu ziehen.

Überhaupt ist Opa gern mit dem Pferdefuhrwerk gefahren. Immer wenn er sah, dass der Hans vom Küblerswirt gegenüber Mist fuhr, lief er schnell über die Straße und ging mit seinen acht Jahren mit aufs Feld hinaus. Wenn der Mist abgeladen war, wurde ein Seitenbrett nach innen geklappt und man konnte so nach Hause fahren. Der Küblers Hans war der älteste Sohn, er hat nach Sperberslohe geheiratet.

Auch mit dem Schrödels Stefan durfte er mitfahren, wenn er wollte. Da bekam er immer was von seinem Vesperbrot, die Schrödelsmutter hat ein herrliches Brot backen können, und ein Stück geräucherten Schinken bekam er auch. Der Opa hat beim Schrödel den ganzen Sommer über die Kühe hüten helfen. Da hat er alte Schrödel immer das Lied gesungen: "Fern bei Sedan wohl auf der Höhe ..."

Öfter ging Opa mit dem Schmi-Hanni, dem Schieds Hans von Familie Knorr, in den Wald zum Stangen rausschlagen. Er war Knecht beim Pflaum und hat immer Pfeife geraucht. Und er ließ dem Buben auch dran ziehen, solange, bis es ihm schlecht wurde und er vom Rauchen nichts mehr wissen wollte. Aber bis zum nächste Mal hat er das wieder vergessen gehabt, und ihm wurde wieder schlecht.

DRESCHEN

Wenn die Mehls aus Kugelhammer gedroschen haben, durften die Buben die Bänder halten oder Wasser für die Dampfmaschine tragen. Da standen zwei Fässer, die sie mit ihren Wassereimern vollmachten. Dafür haben sie dann ein Vesper bekommen. Zu den Pausen und drei mal vor Beginn der Arbeit hat der Maschinist die Dampfpeife blasen lassen. Es war immer sehr lustig beim Dreschen, weil da alle Leute vom Dorf mitgeholfen haben. Bis die Maschine beim letzten Bauern ankam, verging eine ganze Weile. Wenn auch die Drescharbeit sehr anstrengend, manchmal auch sehr schmutzig und schweißtreibend war, so war es doch eine gute Zeit, weil die Drescher viel Spass dabei hatten und ihre Witze machten. Das schönste waren die Brotzeiten und es gab ein besonderes Dreschbier.

DIE LEICHENFRAU

Wenn jemand im Dorf starb, wurde er wie üblich in der Tenne im Haus aufgebahrt. Die Leute kamen vorbei, um den Toten anzuschauen und den Angehörigen das Beileid auszusprechen. Die Frauen weinten laut, und das war so Sitte. Wer das nicht tat, hatte kein Mitgefühl. Man durfte nur keine Träne an den Toten bringen, sonst findet er im Grab keine Ruhe, sagte man. Durch die Leichenbeterin (Bitterin) wurde man eingeladen, am Leichenschmaus teilzunehmen, was eine Ehre war. Die Kinder versuchten immer, einen Blick zu erhaschen und trieben sich aus Neugier und um ein bisschen Gruselgefühl zu bekommen außen im Hof herum. Opa erzählte, als der alte Reitenspieß starb, war er auch im Hausflur in seinem offenen Sarg. Es war Sommer und sehr heiß. Die Leichenfrau, die alte Bergnerin, war dort gestanden und hat ihr Käsebrot gegessen. Da ist dem Toten eine Schmeißfliege in den halb offenen Mund geflogen. Die Leichenfrau hat die Fliege mit dem Finger aus dem Mund des Toten geholt und hinterher seelenruhig ihr Käsbrod weiter gegessen.

DER KAMMERWAGEN

Wie der Doffin in Röthenbach geheiratet hat, kam seine Braut von Fischbach rüber. Dort war alles aufgeladen, was die Braut mit in die Ehe brachte, meist Möbel und Betten. Ein großer Kammerwagen war eine Ehre für die Braut. Alle Leute haben da genau aufgepasst, auch die Kinder waren neugierig. Der Bräutigam und seine Braut standen oben auf dem Wagen und reichten die Einzelnen Teile herab, die ins Haus getragen werden mussten. Ab und zu gaben sich die beiden einen Kuss. Die Buben haben gar nicht mehr wegschauen wollen und haben dabei ganz vergessen, die Sachen weiter hineinzutragen.

Immer wieder wollten sie zuschauen beim Küssen. Fürs Helfen (und fürs Zuschauen) gabs dann Käs und Brot.

DIE KÜCHENTEILUNG

Opas Großmutter und die Sporerin haben zusammen eine Küche gehabt. Auf jeder Seite der Küche stand ein Herd. Es war ein offener Schlot, da hat man die Würste sehen können, wenn sie geräuchert wurden. Man hat sie auch die "Schlotengeli" genannt. Auch die Aale, die Opas Opa fing, wurden da in den Rauchfang gehängt. Die beiden Frauen haben sich nie gestritten, sie haben gerne zusammen gekocht und ihre Erfahrungen ausgetauscht. Von diese Küche aus ging eine Tür in den Ziegenstall. Von dort konnte man bequem Milch holen, auch wenn es draußen stürmte. Die alte Geiß hat immer gemeckert. Opas Opa hatte immer Malzbomboms, sogenannte Pflastersteine, zuhause, die wurden mit einem Messer in 4 Teile geteilt, wenn das Hansela zu seinen Großeltern kam.

DIE HOPFENBAUERN

Der Röthenbacher Brunner hatte einen großen Hopfengarten. Wenn der reif war, hat man den Hopfen geerntet. Frauen und Kinder haben dabei geholfen, die Dolden abzuzupfen. Dabei gab es immer eine schöne Unterhaltung. Abends bekamen sie auch ein großes Vesper und Bier dazu. Manchmal gab es auch Limonade, das war den Kindern lieber, weil das süß schmeckte, das Bier aber bitter.

BROT BACKEN

Brot wurde damals in vielen Familien selbst gebacken, auch wenn man selber kein Getreide geerntet hat. Man hat sich halt dann lieber das Mehl vom Müller geholt als das Brot vom Bäcker, weil es billiger kam. Zur Vorbereitung wurden Reisigbüschel im Backofen verschürt und lange Holzscheide nachgelegt. Dann hat man mit einem nassen Strohwisch an einer langen Stange die Glut und die Asche nach außen geräumt. Als Hitzetest hat man eine Kornähre in den Ofen gelegt. Wenn sie braun wurde, war die richtige Temperatur zum Backen erreicht. Die Brotlaibe wurden mit der Backschaufel eingeschossen. Das war gar nicht so leicht, und man musste hinten beim Zuschauen zur Seite gehen, damit man beim Zurückziehen keinen Stoß bekam. Zwischendurch haben manche Leute das Brot herausgenommen, mit einem Handbesen mit Wasser bestrichen und weiter gebacken. Das gab dann einen schönen Glanz auf der Oberseite. Nach dem Ausschießen der Brotlaibe hat man noch einen Salzkuchen gebacken aus dem gleichen Teig. Wenn die Schrödels

Mutter Brot gebacken hat, haben es die Buben einander gesagt und geholfen, die Brote über den Hof und den Weg zum Backofen zu tragen. Der Duft des frisch gebackenen Brotes stieg den Buben in die Nase. Die fertigen Brotlaibe wurden ins Haus getragen und dann gab es einen feinen Salzkuchen, der den Kindern herrlich schmeckte.

Der Kriechbaum Michel hatte eine gute Frau. Die Kinder haben gern im Kriegbaum-Hof gespielt und wenn sie Hunger hatten, hat der Kriegbaums-Hansel ganze Arme voll Butterbrot mit herausgebracht, um sie an seine Spielkameraden zu verteilen.

DIE KEGELBAHN

Im Sommer, meist Sonntags früh nach der Kirche, wurde gekegelt. Während des Gottesdienstes war es verboten. Die Buben mussten die Kegel aufstellen und brachten dabei ganz schön Geld zusammen, so um eine Mark herum, Ein Seidla Bier kostete damals 10 Pfennig. Dann gab es gegen 1910 eine Bierpreiserhöhung um einen Pfennig, und das war zuviel. es kam zu massiven Streiks. Oben auf dem Tisch stand ein Glas Limonade, unten hatten sie ihre Maßkrüge versteckt, Ganz ohne Bier war das auch kein Leben.

Als unser Opa 13 Jahre alt war, verdiente er sich ein paar Pfennige durch Kegel-Aufstellen. Seine Mutter war da bereits gestorben. An einem Kirchweihsonntag war er mit anderen Buben dort. Vor dem Gottesdienst war jedes Vergnügen und jeder Sport verboten. Auf der Kegelbahn beim Brunner bekamen die Kegelburschen zusammen eine Maß Bier und ihr Trinkgeld. Da schaute Opas Vater zur Tür herein und sah, wie sein Sohn in der Hemdtasche zwei Zigaretten hatte und er roch nach Rauch. "Bou, dou mer blouß net rau'ng!", sagte er. Opa wurde rot und sehr verlegen, er lief schnell zum Kegel-Aufstellen, um ihm nicht weiter Rede und Antwort stehen zu müssen.

O HAUPT VOLL BLUT UND WUNDEN

Der Lehrer Eisenbeiß hat auch Religionsunterricht gegeben und als Hausaufgabe wurden viele Liederverse aus dem Gesangbuch zum Auswendig-Lernen aufgegeben. Die Eltern und Großeltern kannten meist diese Lieder. Außerdem waren vier Klassen zusammengefasst, und so konnten unser Opa und sein Bruder Georg gemeinsam zur Schule gehen. Einmal mussten sie das Lied "O Haupt voll Blut und Wunden" von Paul Gerhardt auswendig lernen.

Am Tag darauf fragte der Lehrer den Georg ab, doch der stotterte nur. Der Eisenbeiß legte ihn zur Strafe über die erste Schulbank und er bekam eine Tracht Prügel. "Hansela", sagte er zu Opa, "geh raus". Das Hansela ging hinaus und konnte kein Wort herausbringen vor lauter Angst. Er sagte: "Herr Lehrer, heut' früh hab' ich noch alles gewusst". "Hansela, des hilft dir nix!", sagte der Eisenbeiß und auch er bekam seine Schläge mit der Haselnussrute.

WASCHTAG

Früher war in Röthenbach am Ortsausgang rechts der Schwarzachbrücke ein kleiner Bach, zwischen der Bäckerei Bogner und der Drechslerei Mohr. Das klare Wasser kam aus einer Quelle gesprudelt. Dort hat sich Opa als Drechslersgeselle jeden Morgen gewaschen. An diesem Bach haben die Röthenbacher Frauen auch ihre Wäsche gewaschen. Der Waschplatz war eingezäunt, und man musste fünf bis sechs Stufen eine steinerne Treppe hinuntersteigen. Ein Geländer aus dicken Holzbalken säumte den Platz ein. Darin standen auch zwei Waschtische, wo die Wäsche gebürstet

wurde, im Bach wurde sie dann gefleitet.

Wenn nun Opas Mutter waschen wollte, hat sie vorher die Kinder zum Bach hinuntergeschickt. Sie sollten nachschauen, ob das Wasser rein ist oder ob schon jemand anders vorher gewaschen hatte.

RABIAT

Wenn die Kinder nicht gefolgt haben, drohten ihnen die Eltern: Wenn ihr nicht folgt, mache ich es euch wie der Gebhardt". Das war eine eigene Geschichte. Der hatte einen Sohn, der nicht recht spurte. Er ging nicht zum Essen heim, raubte die Hühnernerster aus und tat auch sonst, was er wollte. Einmal holte ihn sein Vater von einem Kornacker heraus, wo seine Spur hinführte, und schlug ihn furchtbar, weil er wieder was Schlimmes angestellt hatte. Dann warf er ihn in seiner Wut in den Kanal. Am anderen Tag zog man den Buben heraus, er war ertrunken.

DER HAMMERWURF

Opa hat eine Zeit lang als Geselle beim Koch's Schankel gearbeitet. Da lernte er einen anderen Drechslermeister kennen als seinen früheren Lehrmeister. Der war oft jähzornig und hat das auch einmal deutlich gezeigt. Als ihm selber einmal das Drechsln nicht so recht von der Hand ging und er einen Holzgriff nach dem anderen verpfuschte, fing er an zu fluchen, nahm einen naheliegenden Hammer und warf ihn durchs geschlossene Fenster vor lauter Wut. Sie hatten große Werkstattfenster mit Eisenstäben dazwischen. "Sixtes dou, etz kannst naus und dein Hammer widder holn und dei Fensterscheim is a kaputt", sagte Opa.

DRUDEN

Zwischen Röthenbach und Feucht liegt das Drudenwäldchen. Dort soll es nicht ganz geheuer sein, nachts traut sich kein Kind mehr vorbei, und auch noch so mutige Burschen bekommen eine Gänsehaut, wenn sie ihren Mut beweisen wollen. Man sagt, bestimmte alte Weiber verstehen sich auf die Kunst des Hexens. Vor manchen schrulligen Leuten hatten deshalb die Kinder immer Angst. Eine alte Röthenbacherin, die Opa kannte, soll auch so eine gewesen sein. Im Alkofen, das ist die Nische nach dem Kachelofen und der Wand, hatte sie ihr Sofa. Darüber war ein Kruzifix und daneben eine Sichel und noch andere unbekannte Gegenstände. Davor hat sie immer gemurmelt. Die Kinder haben sich vor diesen Symbolen gefürchtet. Auch andere Frauen haben "gebraucht" und gesund gebetet. Die Leute haben fest daran geglaubt, aber es war vielen doch unheimlich.

DER WEGMACHER

Opas Opa hatte die Straßenmeisterei in Röthenbach und baute sich an der Straße nach Feucht am Sägersweiher einen Geräteschuppen unter einer großen Eiche, wo er seine Werkzeuge und Geräte für Straßenausbesserungsarbeiten wie Pickel, Schaufeln, Rechen und vieles andere aufbewahrte. Auch Brennholz hatte er zusammengetragen und dort gelagert. Eines Morgens nach einem heftigen Gewitter ging er zum Schuppen, um sich Werkzeuge zum Ausbessern der Straßen zu holen. Doch der Blitz hatte ihn in der Nacht in Brand gesetzt und alles vernichtet. Alle Werkzeuge waren ausgeglüht und unbrauchbar.

Rechts an der Straße am Sägersweiher standen viele Birken. Dort zapfte im Frühjahr Opas Großvater den Birkensaft ab für Opas Mutter, die lungenkrank war, und dieser Saft sollte ihr helfen. Sie starb aber mit 38 Jahren, sie hatte zuviel gespart und sich zu wenig gegönnt, obwohl sie es sich hätte leisten können.

An dieser Straße stand einige Meter vom Straßenrand entfernt ein großer vermoderter Holzstock. Der hat nachts geleuchtet, und Opa hat sich gefürchtet vor dem phosphoreszierendem Stamm, wenn er nachts mit seinen Freunden vorbeikam.

DER DÖRBELHECHT

Eigentlich hieß er Johann Herbst und er war Drechslergeselle beim Mohr's Gerch oder beim Schmidt. Im Sommer hat er es aber nicht ausgehalten, da ging er auf Wanderschaft. Aber alle Winter kam er regelmäßig wieder vorbei, um zu arbeiten. Die Drechslershölzer wurden am Dörbel, dem Boden über dem Backofen, beim Gebhardts-Bäcker oder Bogner getrocknet. Manchmal hat der Dörbelhecht auch ein wenig dort geschlafen, besonders wenn er etwas ausgekühlt war nach einer längeren Zeche, denn dort oben war es schön warm. Da wurde er von den Kindern immer veräppelt, und er ging ihnen nach, doch er erwischte sie nicht.

LOKOMOTIV

In der Schule beim Lehrer Eißenbeiß wurde die Dampfmaschine durchgenommen. Die Buben konnten aber das Wort 'Lokomotive' nicht richtig aussprechen. Die einen sagten 'Lokermotiv, die anderen 'Lokermativ' und so fort. Der Lehrer wurde ungeduldig und sagte "Lokomotiv, Lokomotiv, lauter o, lauter o müsst ihr sagen." Als er den nächsten fragte, wie es heißt, antwortete er "O o o o, lauter o!"

SILBERHOCHZEIT

Als der Hauptlehrer Eisenbeiß Silberhochzeit hatte, übte der Schreinermeister, Musiker und Theaterspieler Stelzner mit den Schulkindern, die gut singen konnten, ein Lied ein, das sie dann als Ständchen dem Silberpaar vortrugen:

Still, nur still wie Gott will
Kindlich musst du ihm vertrauen
Darfst auf eigene Kraft nicht bauen

Das hat dem alten Eisenbeiß so gut gefallen

Alle vier Jahre war in Schwabach eine Generalversammlung der Reservisten. Es wurde geprüft, ob sie noch zum Kriegsdienst tauglich waren. An so einem Tag ging man aber nicht gleich wieder nach Hause oder zur Arbeit, sondern man marschierte gleich anschließend zum Brunnerswirt. Da ging es dann sehr lustig zu, man hatte sich viel zu erzählen, der Durst musste gelöscht werden, und so blieben sie halt sitzen bis in die späte Nacht hinein. Der Opa, das Hansela, war da vielleicht 11 Jahre alt und konnte auf seiner Harmonika schon ganz gut spielen. Sein Großvater hatte es ihm beigebracht. Er war oben in seiner Stube und spielte ein wenig, und das haben die Wirtshausbesucher gehört. Zuerst sagte sein Vater, er soll doch herunterkommen in die Wirtsstube, aber er genierte sich zu sehr, vor den Männern zu spielen. Wenig später kamen dann die beiden Wirtstöchter, die Lene und die Marie, die Treppe herauf und bettelten, er soll doch kommen. "Naa, ich trau mi net", zierte er sich. Schließlich konnten ihn die Mädchen dazu überreden, mit seinem Instrument hinunterzugehen. Da war ein Trubel und ein Lärmen und es gab ein großes Hallo. Ein bißchen Musik war doch für die Rekruten das Richtige. Der Reitenspieß - Michel holte seine Klarinette und so musizierten sie den ganzen Abend, bis spät in die Nacht hinein. Dem Opa hat es dann doch sehr gefallen und wollte selber gar nicht aufhören. Der Michel ging herum und sammelte für ihn Geld ein, und das freute ihn noch mehr. Selber wäre er nie herumgelaufen. Das ging so lange, bis die Brunners Mutter, die Wirtin, sagte: "So, jetzt ist Schluss, der Bub muss morgen ja wieder in die Schule". Und so nahm das Hansela seine Harmonika und zählte sein Geld. Es waren eine Mark achtzig Pfennig, damals ein beachtlicher Verdienst für ein Kind. Er hüpfte die Treppe hinauf und schlief dann müde, aber selig ein.

ES ELEKTRISCHE (25.05.90)

Als Opa das drechseln lernte, hatten sie schon einen Elektromotor. Zuvor trieb ein Benzolmotor die Transmission und ganz früher musste man die Drechslerbank mit dem Fuß treten. Der Motor lief bereits mit Drehstrom, der vom Überlandwerk geliefert wurde. In Wendelstein hatten sie Gleichstrom, der von Kurz und Zanders an der Schwarzach durch Wasserkraft erzeugt wurde. Den Drehstrommotor musste man auf zweimal einschalten, damit der Strom nicht so auf einmal in den Motor hineinrumpelt, sagt Opa. Manchmal, wenn man zu schnell oder unter Last einschaltete, hat es die Sicherung hinausgehauen, da musste man bei Dunkelheit bei Kerzenlicht erst nach einer neuen Sicherung suchen.

Die Häuser wurden auch mit Lichtstrom versorgt, die "Elektrischen" von der Firma Siemens-Schuckert sorgten dafür. Das erste Telefon hatte die Molkerei Lanz. Bei den Wirten dauerte es etwas länger. Die anderen Leute benutzten das Telefon nur im äußersten Notfall. Man ließ den Arzt holen durch die Telefonie-Kundigen. Es gab nur Handvermittlung. Man ist lieber mit dem Fahrrad gefahren, als dass man telefonierte, das war zu aufregend.

Die Eisenbahnverbindung von Wendelstein nach Feucht gab es schon länger. Opa hat einmal getestet, wie stark die Lok war. Neben dem Gleis war ein Haufen runder Firstziegel aufgestapelt. Er legte ein Paar dieser Hohlziegel auf das Gleis und wartete, bis der Zug kam. Der Lokführer schaute aus dem Führerhaus und sah die Bescherung, aber er konnte nicht mehr bremsen, und mit lautem Krachen spritzten die Ziegel von den Schienen. Opa ist wieder einmal gerannt, was die Beine hergaben, und er hat seitdem nie mehr was derartiges gemacht. "Ich war ein böser Bub", sagte Opa.

"Bei jeder Lumperei war ich dabei". Viel später war er bei der Bahn in der Schreinerei des Ausbesserungswerks beschäftigt.

OPAS KERWAGESCHICHTEN

Unser Vater Johann Rückert war Röthenbacher mit Leib und Seele. Er ist dort 1903 geboren und war seinem Geburtsort sein Leben lang verbunden. Er hat uns viele Geschichten aus seiner Kindheit erzählt, darunter auch seine Erlebnisse und Eindrücke von der Röthenbacher Kirchweih. Als Kind wohnte er mit seinen Eltern und Geschwistern im 1. Stock der Brunners-Wirtschaft und konnte so das Kirchweihreiben gut verfolgen. Im Jahresablauf war die Kirchweih für Jung und Alt ein ganz besonderes Fest und unser Opa hat uns meistens beim Mittagessen begeistert davon berichtet.

DIE KERWA KUMMT

Die Kirchweih war ein Fest acht Tage nach Johannis. Das Karussell wurde von den Buben noch angeschoben, und erst wenn die Tour herum war, durften sich die Schieber auf die Balken innen setzen und mitfahren. Manche durften auch die Drehorgel drehen, darauf haben sie sich besonders viel eingebildet. Es fehlte vielen halt immer an Kleingeld. Aber schön war es doch. Die Brunners Kinder durften umsonst fahren, weil das Karussell in ihrem Hof aufgestellt war.

Manchmal kam auch ein kleiner Zirkus vorbei. Der hatte immer im Brunnershof sei Zelt aufgestellt und die Brunnerskinder durften umsonst hinein. Manchmal gab es auch für Opa eine Freikarte, denn die wohnten ja dort beim Brunner im ersten Stock.

Ferien gab es im Sommer 3 Wochen nach der Kirchweih und dann noch einmal 4 Wochen im Herbst zur Kartoffelernte. Das schönste war nach dem Arbeiten immer das Vespere und im Herbst die lodernden Kartoffelfeuer, worin die Kartoffeln gebraten wurden. Während des ganzen Sommers sind die Kinder nur barfuß gelaufen. Aber abends mussten die Füße gewaschen werden, und das dreckige Waschwasser wurde dann auf die staubige Straße geschüttet.

KIRCHWEIHVORBEREITUNGEN

Dieses Fest hatte für die Dorfbewohner um das Jahr 1910 eine viel größere Bedeutung als heute, denn es gab ja sonst weniger Ablenkung. Am Kirchweihsamstag stand Opas Mutter schon um fünf Uhr früh auf, um Küchle zu backen. Alle Wirtshäuser waren voller Menschen, die Kapellen spielten auf zum Tanz und die Kinder hatten ihre Belustigung. Die Kinder konnten es kaum erwarten, wenn in der Woche nach Johannis die Schausteller mit ihren Pferden und Wagen im Brunnershof ankamen und ihre Buden, die Schiffschaukel und das Karussell, die "Reitschule", aufstellten. Gleich nach der Schule, damals für alle Klassen vom Lehrer Eisenbeiß gehalten, kamen die Kinder zum Zuschauen und zum Helfen herbei. Ihre Mutter sah sie in dieser Zeit nur zum Essen und zum Schlafen, denn es blieb Anfang Juli lange hell und es war warm draußen und alles war so interessant.

Früher gab es das Karussell nur zum Schieben. Das taten meist die Buben, die weniger Geld hatten, und sie stritten sich darum, wer an den Auslegerbalken schieben durfte. Sie stellten sich innen auf

zum Anschieben. Anfang war es recht schwer und strengte mit der Zeit an, aber wenn das Ding einmal in Schwung war, konnte man bis zum Ende der Tour auf dem Balken, an dem man schob, mitfahren. So kostete das Fahren nichts und man war doch immer mitten drin im Geschehen. Eine ganz besondere Ehre war es, die Drehorgel bedienen zu dürfen. Da musste man schön gleichmäßig kurbeln und am Ende eine Pause machen.

Die Brunners-Kinder durften immer umsonst fahren, weil das Karussell in ihrem Hof aufgestellt war, und sie wurden darum beneidet.

In späteren Jahren kam ein viel größeres Karussell. Müller hieß der Besitzer und war weit und breit bekannt. Es gab sogar ein zweistöckiges Karussell, und abends fuhren die Jugendlichen im oberen Stockwerk, um den Mädchen zu imponieren. Es wurde mit einem Benzolmotor angetrieben. Noch später erst kam der Elektromotor als Antriebskraft. Er war viel ruhiger und wurde sanft angelassen. Als Begleitmusik spielte ein mechanisches Orchester mit viel Getöse und Schaulusteffekten, wobei kleine Figuren auf Glocken, Trommeln und Schellen klopften. Es wurden die neuesten Schlager gespielt, meist Walzer von Strauß, wie z.B. "Rosen aus dem Süden".

Die Schwarzfahrer sprangen erst auf, wenn die Maschine schon in Schwung war. Wenn sie erwischt wurden, hat man sie trotzdem abkassiert. Anfangs zahlte man direkt den Fahrpreis, später musste man sich an der "Kassa" die Fahrkarten kaufen, die dann während der Fahrt eingesammelt wurden.

SAUSTECHEN

Vor der Kirchweih haben alle Wirte meist mehrere Schweine geschlachtet, damit man für die Gäste genug Bratwürste und Schweinebraten hatte. Die armen Schweine wurden unter ohrenbetäubendem Quietschen aus dem Stall gezerrt und zum Schlachtplatz geführt. Dort wurden sie vom Metzger mit der Hacke oder mit dem Schussapparat von ihrem irdischen Dasein erlöst und in Stücke zerlegt. Zuerst wurde Blut gerührt, dann wurden das Schwein gebrüht und abgeschabt. Der Metzger sagte zu den Kindern, die zuschauten: "Kommt her, dann bekommt ihr die erste Wurst." Aber die wußten schon, was das war.

Der Opa konnte das Gequieke der Schweine nicht ausstehen, und weil beim Brunner viele Schweine zur Kirchweih auf einmal geschlachtet wurden, hatte er es recht schwer. Da lief er oft weit weg über die Kanalbrücke in Richtung zum Bahnhof in den Wald, nur um nichts mehr davon zu hören. Aber doch hat er das frische Kesselfleisch mit Kraut und die Wurstsuppe immer gern gegessen.

WIRTSHÄUSER

In Röthenbach gab es zur damaligen Zeit vier Gastwirtschaften. Die Besitzer waren die Familien Brunner, Kriechbaum, Kübler und Pflaum. Im Brunnershof war viel Betrieb an der Röthenbacher Kirchweih. Viele Gäste kamen aus nah und fern, um ihr Bier zu trinken und ihre Bratwürste zu essen. Die Kinder kauften sich Limonade, die oft gefärbt war und viel besser schmeckte, als heute. So meinte jedenfalls unser Opa. In allen Wirtschaften spielte die Musik. Die Ortsburschen sangen die alten Kerwa-Lieder und Schnaderhüpfel:

Die Kerwa is kumma, die Kerwa is dou
Die alten, die brumma, die Junga sen frouh
Hollaria dio, hollaria diei
Hollaria dio, kennst' di aus

Nach jedem der vielen Verse, den die Burschen sangen, wiederholte die Musik die Melodie und die Burschen juchzten vor Lust dazu. Die Verse waren deftig und oft nicht gerade jugendfrei, aber das war ja das Interessante daran und die Kinder lauerten nur darauf.

Vor dem Tanz und in den Pausen haben die Wirtstöchter, die Lena und die Marie, mit einem Messer alte Kerzenstummel abgeschabt und das Wachs auf dem Tanzboden verteilt, damit es schön glatt wurden und man besser tanzen konnte.

Neben dem Tanzsaal hatten Opas Eltern eine Kammer, wo er mit seinen Geschwistern schlief. Bei jeder dieser Tanzveranstaltungen und besonders an der Kirchweih ging es turbulent und laut zu. Dann konnten die Kinder natürlich nicht einschlafen von der lauten Musik, dem Lärm und dem lauten Stampfen der Tänzer. Die Tür von diesem Raum zum Tanzsaal war abgesperrt, aber sie konnten alles gut durch das Schlüsselloch beobachten. Wenn seine Mutter einmal mit einem anderen Mann als seinem Vater tanzte, dann war der Opa sehr eifersüchtig und das hat ihm gar nicht gefallen. An einem Kirchweihsonntag war sein Vater zuerst beim Brunnerswirt gesessen und hatte schon sieben Halbe getrunken. Nach dem Abendessen sagte er zu seiner Frau: "Ich habe noch Durst und gehe noch ein wenig zum Kübler rüber. Dort sitzen meine anderen Kameraden". Als er spät in der Nacht heimkam, hatte er insgesamt 22 Halbe getrunken. Entweder war das Bier so dünn, oder die Leute haben früher mehr vertragen. Früher gabs den Spruch bei den alten Wirtshausbrüdern: "Wenns des braat laafn lässt, gehts schneller noo".

KERWAGELD

Zur Kirchweih kam immer Besuch. Opas Onkel und Tante kamen von Kiliansdorf weit her zu Fuß und wurden bewirtet, wie sich das an der Kirchweih gehörte. Er blieb solange bei ihnen, bis sie das Kerwageld herausrückten. Beide waren sehr freigebisch und daher beim Hansela beliebt. Damit hüpfte er davon und man hat ihn für den Rest des Tages nicht mehr gesehen.

Eine andere Art, um vielleicht zu Geld zu kommen, war ein damals übliches Glücksspiel unter den etwas Größeren. Der Brunners-Knecht Alois sah unseren Opa einmal von seinem Kammerfenster aus, wie er sein Geld zählte. Es war das Trinkgeld, das er beim Einkassieren für die Feuerwehr bekam. Er rief von oben herunter "Hui Geldbeutel!". Opa rief hinauf: "Is scho g'huit aa!" Das bedeutete Geldbeuteltausch, und es durfte von diesem Moment an kein Pfennig mehr aus dem Geldbeutel genommen werden, das war Ehrensache. Opa lief die Treppe hinauf, und so haben sie Geldbeutel getauscht. Der Knecht hatte 2 Mark 30 Pfennig drin, Opa hatte eine Mark und 80 Pfennig und war stolz auf seinen Gewinn. Diese fünfzig Pfennige waren ein gutes Geschäft für ihn, denn damals war das vielleicht 20 mal mehr als heute. Dieser alte Bauernbrauch war wie ein Lotteriespiel, weil keiner wusste, was im Geldbeutel des anderen drin war.

DER KERWAGAU

Acht Tage nach der Wendelsteiner Kirchweih haben die Röthenbacher in der Regel ihr Kirchweihfest gefeiert. Die Kinder haben schon lange darauf gewartet, bis die bunten Wagen kamen

und das Karussell im Brunnershof aufgestellt wurde. Dieses Fest hatte für die Dorfbewohner eine viel größere Bedeutung als heute, denn es gab ja sonst weniger Ablenkung. Alle Wirtshäuser waren voller Menschen, die Kapellen spielten zum Tanz auf und die Kinder hatten ihre Belustigung, am meisten schien sie aber zu interessieren, wer die Reitschule, das Karussell, schieben durfte; denn früher gab es noch keine Elektromotoren, die sie antrieben. Die Buben stellten sich innen an den Auslegerbalken auf zum Schieben. Der Anfang war recht schwer und strengte mit der Zeit an, aber wenn das Ding einmal in Schwung war, konnte man bis zum Ende der Tour auf dem Balken, an dem man schob, mitfahren. So kostete das Fahren nichts und man war doch immer mitten im Geschehen. Besonders stolz war man, wenn man die Drehorgel drehen durfte. Das war gar nicht so leicht, wie es aussah. Man musste immer schön im Takt bleiben und gleichmäßig kurbeln.

Nicht nur die Menschen, auch die Tiere hatten ihre Belustigung. Beim Brunnerswirt wurde immer sehr viel Bier getrunken. Viele Reste blieben in den Maßkrügen stehen, aber das wurde von den Kellnerinnen gesammelt und in einen Eimer geschüttet. Der brave Gaul vom Wirt, den der Knecht am Montag früh zum Futter holen einspannte, hatte ja auch Durst, und genau wie bei den Menschen hatte der Gerstensaft die entsprechende Wirkung. Das konnte man schon am Gang erkennen. So wie der Knecht nebendran stolzierte er auf das Feld, gerade dass er dem nicht in die Kitteltasche stieg, so hoch hob er seine Hufe. Ein echter Kerwa-Gaul.

AUF DER SIEDLUNG

Opa hat die Käthe Fuchs, die Hafnerstochter, geheiratet. Am Anfang wohnten sie in der Nürnberger Straße in Wendelstein, später zogen sie in das Reihnhaus direkt am Wald auf der Siedlung in Wendelstein. Wie seine Schwiegermutter betrieben sie einen Naturalienhandel, ihr Hauptgebiet lag im sogenannten "Landl" zwischen Freystadt und Neumarkt. Sie waren mit vielen ihrer Kunden befreundet.

DER VERGESSENE KORB

Im Hauptbahnhof Nürnberg haben sich Opa und seine Frau verabredet. Er hatte wieder einmal einen großen Korb voll Eier von der Oberpfalz geholt. Dabei hat er seinen Eierkorb auf einem Bruckenwagen abgestellt, wie ihn die Dienstmänner des Hauptbahnhof hatten, um die Koffer und Gepäckstücke zu transportieren. Er ging mit der Mutter weiter, sie fuhren nach Hause.... Unterwegs merkte er, dass er seinen Korb stehen lassen hatte. Wie der Teufel fuhr er die Sulzbacher Straße wieder zurück, und der Korb stand immer noch auf dem Bruckenwagen. Es waren etwa 70 Eier drin...

Ein anderes Mal hat Opa auf dem Heimweg von der Pfalz seinen Seitenwagen mit Körben vollgeladen. Kurz vor Wendelstein musste er austreten. Seinen Eierkorb hat er am Straßenrand beim Felsenkeller abgestellt. Als er heimkam, fragte ihn Mutter: "Wo hast du denn deinen Eierkorb?" "Donnerwetter, den habe ich stehen lassen, kurz vor Wendelstein". So schnell wie er kam fuhr er wieder mit seiner Ardie zurück und der Korb stand immer noch an der alten Stelle.

AUSFLUG DER GÄNSE

Opa hat einmal in der Pfalz eine Schar Gänse gekauft, etwa 4 - 5 Stück. Mit seiner Ardie-Beiwagenmaschine, die er extra untersetzen hat lassen und mit der er niemals schneller als 40 km/h mit dem selbstgebautem Beiwagen fuhr, hat er sie hertransportiert und sie im Hof vor dem Haus laufen lassen. Das war damals noch auf der Wendelsteiner Siedlung.

Diese neu gefundene Freiheit kam den Gänsen gerade recht, sie besannen sich darauf, dass sie eigentlich fliegen konnten und starteten mit großem Geschrei in Richtung Schwarzachtal.

Weit über das Tal flog die ganze Schar, und erst an der Heubücke setzten sie zur Landung an, um zu grasen. Die ganze Fracht schien schon verloren zu sein. Mit seinem Motorrad fuhr er ihnen schimpfend hinterher. Mühsam musste er sie wieder einzeln einfangen und in einen Käfig sperren. Das hat den ganzen restlichen Tag gedauert, aber er hatte sie alle wieder beisammen.

DER HABICHTSCHRECK

Das Haus, in dem Opa mit seiner Familie auf der Siedlung wohnte, stand am alten Kanal gleich neben dem Wald. Er war immer schon ein begeisterter Geflügel- und Kaninchenzüchter, und so hatten sie zeitweise bis zu 35 eigene Hühner, die ihren Auslauf im Wald nebendran hatten und den ganzen Tag dort scharren. Nur die Hühner, die ein Ei legen sollten und zu diesem Zweck auch täglich deshalb "gegriffen" wurden, mussten solange im Stall bleiben, bis sie mit lautem Gegacker wieder ihre Freiheit verlangten. Diese Kontrolle war schon notwendig, wenn die Hühner nicht anderswo ihre wertvollen Eier hinlegen sollten.

Abends kehrte dann die ganze Hühnerschar automatisch dorthin, vor allem, wenn es besseres Futter gab. Aber es kam auch vor, dass die eine oder andere Henne fehlte, ab und zu fand man im Wald Reste von Knochen und Federn davon. "Der Hacht hat wieder a Hennea g'holt". Opa hat von den Oberpfälzer Bauern gelernt, wie man diese Feinde zumindest abschrecken konnte. Dazu musste man eine Sense auf einen hohen Baum binden.

Wenn dann die Sonne scheint, blinkt der Sensenstahl und die Habichte reißen aus, oder es scheppert bei Wind, und das sollte dann den gleichen Eindruck auf diese Raubvögel machen. Also bestieg er die größte Kiefer der Umgebung im nahen Wald und band das Sensenblatt als Habicht-Abschreck-Vorrichtung auf die Spitze des Baumes. Wenn es nicht schon verrostet und herabgefallen ist, hängt es heute noch da oben. Über die damalige Wirkung ist nichts weiter bekannt.

AUFLAUERER

Zwischen Freistadt und Allersberg war ein Stück Hochwald, auf der anderen Seite Büsche. Als Opa auf seinem Heimweg von der Pfalz einmal dort vorbeifuhr mit seinem gemächlichen Tempo, trat plötzlich einer aus dem Wald heraus und wollte ihn anhalten, denn er hatte immer doch ziemlich viel Geld dabei. Es war offensichtlich, dass er ihn überfallen wollte. Opa gab Gas und fuhr direkt auf diesen Mann zu. Wenn er nicht im letzten Moment zur Seite gesprungen wäre, hätte er ihn bestimmt zusammengefahren. Opa hatte immer ein langes Messer dabei zu seiner Verteidigung. Das hatte er griffbereit liegen, aber er brauchte es nie.

ERPRESSER

In der Pfalz, wo Opa und seine Frau ihre Kunden hatten, war die Mutter immer sehr beliebt bei den Bauern, denn sie war die bessere Unterhalterin und wußte auch mehr zu erzählen, gab diesen oder jenen Rat und die Pfälzer Bauern freuten sich schon immer auf die "Käuflin". Aber einmal gab es Streit zwischen zwei Nachbarn. Beide zählten zu ihrer Kundschaft. Einer der beiden Streithähne wollte die Oma unbedingt dazu überreden, für ihn vor Gericht auszusagen und gegen Geld einen

Meineid zu schwören. Das hat die Oma aber entschieden abgelehnt. Seitdem musste sie immer Angst haben und einer der Wirtsbuben ging immer mit ihr zur Bahnstation, weil sie fürchten musste, dass er sich rächen wollte, denn sie wusste jetzt davon.

DIE NEUE MÜTZE

Das Hügeln war damals, als Opas spätere Frau, die Fuchsen- Käthe, elf Jahre alt war, schon recht einträglich. Dieses Handelsgeschäft stammt also von der Fuchsen-Seite (Opas Schwiegermutter) her und hat für die damalige Zeit, mitten im ersten Weltkrieg, ganz schön eingebracht. Damals gab es wenig zu essen, die Leute mussten ihre Schätze abliefern. Gold gab ich für Eisen, hieß es. Auch die Versorgung der Bevölkerung wurde knapp. "Eine fliegende Krähe hat mehr als eine hockende", hieß damals wie auch heute das Geheimnis des Erfolgs. Die Tante Rückert, die älteste Schwester von Opas Schwiegermutter, deren Sohn und die Fuchsen-Käthe, Opas spätere Frau, fuhren mit dem Zug von der Pfalz heim. Die Kinder haben miteinander herumgealbert und dabei verlor der Bub seine neue Mütze, die zum Fenster des Zugabteils herausflog. Die Käthe musste bei der nächsten Station aussteigen und zurücklaufen, um die Mütze wieder zu holen. Damals war sie elf Jahre alt. Sie erwischte den nächsten Zug nicht mehr, weil es so weit zurück war. Da kam auf der danebenliegenden Landstraße ein Soldat auf seinem Fahrrad daher, der sie auf seinen Gepäckträger aufsteigen ließ. Sie stellte sich auf die Aufsteiger des Hinterrades und fuhr so mit dem Soldaten, damit sie noch rechtzeitig zum Zug kam. Unterhalb der Straße lag eine Wiese, auf der die Bauern Heu zusammen reichten. Die riefen herauf: "Ui, hat des Moidl dicke Baa".

DAS GEBISS

Der Zieglerin ist ihr Gebiss beim Speien in das Plums-Klo gefallen. Guter Rat war teuer. "Wer wagt es, zu tauchen hinab in den Schlund... ". Der Zieglers Heiner musste die Gasmaske aufsetzen und in der Brühe nach den Beißern seiner Mutter suchen. Er fand sie dann auch. Schnell gewaschen, ausgekocht und wieder eingesetzt, und man konnte wieder beißen.

DIE FLUCHT DER TAUBEN

Opa brachte öfters Geflügel mit nach Hause von der Pfalz. Die jungen Burschen hielten sich auf dem Land öfter Tauben, womit sie sich ein Taschengeld verdienten. Opa kaufte sie auf und steckte sie in einen Taubenkobel, der oben eine Klappe mit Drahtgitter hatte. Die Großmutter (Opas Schwiegermutter) war neugierig und schaute die Vögel an. Sie machte den Schlag auf, um sie anzufassen, ob sie schön fleischig wären, und vergaß, die Klappe wieder zuzumachen. Da sind sie alle davongeflattert bis auf eine. Opa kam dazu, die Tauben saßen auf den Giebeln der umliegenden Häuser. Da holte er seinen Zimmerstutzen und schoss eine Taube nach der anderen von den Dachfirsten herab. Dabei flogen die anderen immer wieder auf, und es dauerte sehr lange, bis er sie tot wieder hatte. Bis auf ein paar hatt er sie wieder beisammen. Es ist nicht sicher, ob nicht auch einige einheimische Tauben dabei waren...

DIE PUPPEN

Die Schnieglinger Berta, eine Verwandte von Opas Frau, war Hebamme. Öfter hat sie da Totgeburten in einer Schuhschachtel mit nach Hause genommen. Diese Kinder wurden beim nächsten Todesfall einer Frau zu Füßen in den Sarg mit hineingelegt. Eines Tages hat sie wieder ein tot geborenes Kind mit nach Hause gebracht und in ein Kämmerchen gestellt. Die Kinder waren in Lappen eingewickelt. Mina hat das Kind in der Schachtel entdeckt und meinte, das wäre eine Puppe. Sie nahm es, setzte es in ihren Puppenwagen und fuhr damit spazieren. Zuhause angekommen, schlug ihre Mutter die Händ über dem Kopf zusammen und versteckte die toten Kinder das nächste Mal sorgfältiger.

Einen hab' ich noch:
Die Pressackbrunser

Am Sonntag trieben sich die älteren Buben oder Jugendlichen in den Gassen von Alt-Röthenbach herum. Weil sie nichts besseres vorhatten, stellten sie allerhand Sachen an und machten sich auf Kosten der Jüngeren, Gutgläubigen lustig. Sie freuten sich, wenn jemand auf ihre Angebote hereinfiel. Und dieser Jemand war das Hansela.

Er war damals 5-6 Jahre alt. Die bösen Buben kauften sich beim Metzger ein Stück Pressack, setzten sich auf die Mauer vom Brunners Wirt und kauten. Als gerade das Rückerten Hansela vorbeikam fragten sie: "Hansela, mogst a an Pressack?". Da war er natürlich nicht abgeneigt, denn die Kinder waren damals noch hungrig. Seine Mutter schaute gerade zum Fenster herunter und sah, was sie da machten: Einer der Buben hatte zuvor draufgepinkelt, aber sie kam nicht mehr dazu, ihn zu warnen. Als sie zum Fenster herunterschimpfte, war es zu spät. Opa erzählte, der Pressack hätte ganz gut geschmeckt, halt ein bisschen sauer ...

Nachwort: HEIMWEH NACH RÖTHENBACH

Immer, wenn das Wetter passt, dann nimmt Opa sein Fahrrad und macht eine Tour in den Nachbarort. Er fährt die bekannten Wege und Gassen ab und schaut sich die alten Häuser und Plätze an, wo er seine Kindheit und Jugend verbracht hat. All seine früheren Freunde und Schulkameraden sind schon gestorben.

Manchmal bleibt er an der Schwarzachbrücke stehen, oder er fährt nur bis zum Appeles-Buck, nur um den Kirchturm und sein Röthenbach zu sehen, dann ist er wieder zufrieden. Wenn er dann heimkommt, sagen wir: Warst wohl wieder in Deiner alten Heimat. Ja, so ist das mit dem Heimweh.

MEINE KINDHEIT AM WALD

erzählt von Karoline Gebhardt

MEINE KINDHEIT

Als Kind wohnte ich mit meinen Eltern und Geschwistern und unserer Großmutter im letzten Haus auf der Siedlung.

In diesem Haus auf der Siedlung in Wendelstein wohnten v.l.n.r.: Fam. Fuchs (Onkel Schorsch und Tante Gretel), Fam. Kreußel, Fam. Ziegler und ganz hinten, direkt am Wald, da wohnten wir, Fam. Rückert.



Unser Haus stand neben dem Kanal direkt am Wald. Unser Alltag spielte sich in dieser wundervollen Umgebung ab. Der Kanal und der Wald waren ein wesentlicher Teil unserer Kindheit, hier spielten wir und mussten auch viel arbeiten in der Kriegs- oder Nachkriegszeit. Dort bin ich aufgewachsen und ich erinnere mich noch gut an so manche Begebenheit.

DAS KÄTHERLA

Meine Großmutter erzählte mir, dass sich ihre Schwester, das Kätherla, mit vier Jahren einmal im Wald verlaufen hat. Sie wohnten damals in Sorg, als sie mit ihren Eltern im Sorger Wald beim Streuhauen dabei war.

Das muss so um 1870 herum gewesen sein. Sie haben dort Moos und Streu zusammengereicht, damit sie für die Tiere im Stall was einzustreuen hatten. Es war ein ziemlich langer Weg bis zu dem Wald, wo sie Streu hauen konnten, und sie arbeiteten den ganzen Tag bis in die Nacht hinein. Als sie heimfahren wollten, merkten sie, dass das Kätherla fehlte. Sie hatten es zum Schlafen auf einen Streuhaufen gelegt. Als das Kind erwachte, lief es wahrscheinlich unbemerkt in die falsche Richtung. Alles Rufen und Jammern half nichts, das Kätherla blieb verschwunden. Die ganze Nacht hindurch suchten die Leute vom Dorf mit Fackeln und Sturmlaternen nach dem verlorenen Kind, und sie fanden es nicht. Auch am nächsten Tag ging die Suche weiter, doch ohne Erfolg.

Da meldete sich jemand, dass ein Kind gefunden worden sei, aber ganz weit weg, am Zollhaus. Es war das Kätherla! Die Zollhaus-Magd hatte das Kind entdeckt, weil der Hund nachts um ein Uhr recht angeschlagen hat und keine Ruhe gab. Die Magd ging mit einer Laterne hinaus und fand das Mädchen, das auf einem Streuhaufen schlief. Sie nahm es mit ins Haus, gab ihm zu essen und zu trinken, beruhigte und wusch es.

Und die Fuchsen-Großmutter erzählte weiter: Solange sie lebte, hat die Mutter vom Kätherla der Zollhaus-Magd jedes Jahr einen Zentner Kartoffeln gebracht zum Dank dafür, dass sie das Kind gerettet und versorgt hat.

DIE SAMMLER

Meine Großmutter ging am liebsten in den Wald, um Holz zu sammeln. Das war sie von Kind auf so gewohnt. Sie hatte einen Huckelkorb auf dem Rücken und eine blaue Schürze umgebunden. Darin sammelte sie die trockenen Kiefernzapfen, die wir Zietzen nannten, und dürre herabgefallene Äste, die Krageln. Da sie schon recht alt war (sie starb mit 91 Jahren), konnte sie nicht mehr so gut sehen. Sie bückte sich einmal nach einer trockenen Kragel, und der Ast bewegte sich. Es war eine Schlange, die sie in der Hand hatte und die sie entsetzt schnell wieder los ließ. Diese Geschichte hat sie uns oft erzählt und uns ermahnt, dass wir auf Schlangen aufpassen sollen. Wir durften auch nie barfuß in den Wald gehen.

Einmal im Jahr, meistens im Frühjahr, bekamen wir vom Bergbauern ein großes Fuhrwerk voll Reisig. Meine Großmutter hat die Äste auf einem Holzstock gehackt und wir Kinder haben ihr dabei geholfen, die Reisigbüschel zu binden. Sie wurden den Sommer über am Holzplatz gelagert, damit sie trocken und dürr werden konnten. Im Herbst kamen sie in den Holzschuppen. Wir brauchten diese Büschel zum Anschüren und vor allem zum Brotbacken. Wir waren eine große Familie und alle drei Wochen hat meine Mutter 21 große Laib Brot und einen Salzkuchen gebacken. Zuvor musste man den Gemeindebackofen mit mehreren Reisigbüscheln heizen. Der Backofen stand im Dorf unten an der Schwarzach. Ein paar Tage zuvor musste man sich bei Frau Stadler anmelden. Man wurde zum Backen eingeteilt und musste für jeden Laib drei Pfennige zahlen.

Beim Schwarzbeeren-Zupfen verwendete meine Großmutter einen Kamm, damit ging es schneller. Aber da waren immer so viele Blätter mit dabei, die man nachher ausklauben musste. Ich habe am liebsten Preiselbeeren gepflückt, weil das leichter ging. Nur zuhause ging nach ein paar Tagen, wenn die Beeren schön reif waren, die Arbeit mit dem Ausklauben weiter.

Die Schwarzbeeren wurden in Bierflaschen gefüllt und eingeweckt, weil es während des Krieges nicht genug Weckgläser gab. Einmal ist so eine Bierflasche explodiert und die Schwarzbeeren hingen an der Zimmerdecke, die eine Woche vorher frisch getüncht worden war. Da hat mein Vater getobt. Die Preiselbeeren wurden damals in Töpfe aus Steingut gefüllt.

Hier ist ein gutes Rezept:



5 Pfund Preiselbeeren

2 Pfund Zucker

1 - 2 Stangen Zimt

1 1/2 Glas Rotwein

1/2 Glas Wasser

Beim Kochen immer gut umrühren, damit nichts anbrennt und ca. 1/4 Stunde gut kochen lassen. Heiß in Twist-Off-Gläser füllen und sofort verschließen. Schmecken prima.

NESTRÄUBER

Früher war es eine Unsitte, Krähennester auszunehmen, bevor die Jungvögel flügge waren. Man musste dazu auf die Bäume klettern, und einige junge Burschen konnten das besonders gut. Mein Vater erzählte, dass er dabei war, als der Kanzlers Hanni aus Röthenbach, er wurde auch 'Kanzlers Dud' genannt, auf einem hohen Baum ein Krähennest ausnehmen wollte. Er kletterte den Stamm mit Steigeisen hoch, über die dünnen Aststummel hinweg. Weiter oben war aber die Rinde recht glatt

und er rutschte nun wieder herab und konnte sich nicht mehr halten. Dabei hat er sich an den herausstehenden Ästen seine Hände aufgerissen, sein Gesicht war zerschunden und er lag nun mehr tot als lebendig am Boden, voller Blut und kreideweiß im Gesicht, wie ein Häufchen Elend. Seine Kameraden trugen den jammernden Hans heim. Nie mehr in seinem Leben hat er einen Baum bestiegen, um die Nester auszurauben.

Eine andere Unsitte der Buben war, Eichhörnchen mit der Jacke zu fangen und sie in Käfige zu sperren. Viele hatten so 'ihr' Eichhörnchen oder sogar mehrere. Sie fütterten sie mit Nüssen oder Eicheln. Doch einem der Kameraden taten diese Tiere leid und er ließ sie eines nachts alle frei. Wer das war, wurde nicht bekannt.

AM STEINBERG

Wenn man die alte Nürnberger Straße vom Wendelsteiner Kanal aus hoch geht, führt auf der Kuppe des Bergs rechts ein Weg zum Fischleinsberg. Links geht es zum Steinberg und zu den alten aufgelassenen einst so berühmten Wendelsteiner Steinbrüchen.

Alle Jahre am Pfingstsonntag war die Steinbergkirchweih, der Pfingstmontag war für die Sorger Kirchweih reserviert. Das war schön aufgeteilt, obwohl es weder hier noch dort eine Kirche gab. Mein Großvater war Hafner und kam aus Pegnitz. Er war in Nürnberg beschäftigt als Ofensetzer und lernte 1880 meine Großmutter an der Steinbergkirchweih beim Kirchweihtanz kennen. Jeden Sonntag, wenn das Wetter passte, war am Steinberg im Gasthaus "Hinteres Wernloch", mitten im Wald, sehr viel Betrieb. Es kamen dort viele Leute aus Wendelstein und Umgebung zusammen. Sogar aus Nürnberg kamen viele zum Kaffeetrinken oder Brotzeitmachen. Es war ein beliebtes Ausflugsziel für jung und alt. Die meisten kamen zu Fuß oder mit dem Fahrrad, denn Autos gab es kaum. Das Wirtshaus lag sehr romantisch im Wald, nicht weit weg waren die Steinbruchweiher und die Wiesen davor. Die ersten Pächter waren nacheinander die Familien Winter, Stirner und Seitz. Elektrischen Strom gab es auch nach dem Krieg nicht, nur Petroleumlampen. Das Wasser musste man 50 m weiter unten von einer Quelle schöpfen.

Als junger Bursch war mein Vater beim Arbeitersportverein. Er hat Fußball gespielt, das Vereinslokal führte der 'Weißen-Gaber' am Berg in Wendelstein. Um 11 Uhr war Polizeistunde, und da durfte man sich nicht mehr erwischen lassen, denn die Polizei war sehr streng. Besonders der Wirt musste darauf achten. Er sagte öfter: "Frau, komm, geh'n wir ins Bett, die Buben wollen heim". Die Gäste tranken darauf ihr Bier aus, zahlten und gingen.

Einmal wurde beraten, was man noch anfangen könnte mit dem angebrochenen Abend. So gingen sie auf den Steinberg, wo das Wirtshaus mitten im Wald stand. Es war stockdunkel und sie weckten den Wirt auf. Er hieß Winter und war tagsüber im Steinbruch beschäftigt. Der brummte zuerst, öffnete aber dann doch. Flaschenbier hatte er nicht da, und so wurde ein 23 Liter Fass angestochen, das früh um fünf Uhr nach langer Kartelnacht bei Petroleumlicht leer war.

Mein Onkel Konrad hatte vor dem Krieg an jeder Steinbergkirchweih einen Zuckerstand und verkaufte mit seinen Familienangehörigen neben gefüllten Waffeln und anderen Süßigkeiten auch Eis. Vor dem Wirtshaus war eine Waldwiese mit Tischen und Bänken. Dort herrschte an solchen Tagen ein reges Treiben, und manch einer hat seinen Rausch auf der Steinbergwiese ausgeschlafen unter den Wipfeln der alten Bäume. Neben dem Wirtshaus stand ein offener Schuppen. Darin war eine Schaukel und wir Kinder hatten da unser Vergnügen.

Die beiden Fichten, zwischen denen mein Onkel seinen Stand hatte und seine Waren verkaufte,

stehen heute immer noch da. Aber die Wirtschaft existiert seit über 30 Jahren nicht mehr, sie wurde mit einem Bagger den Hang hinuntergeschoben, weil die hygienischen Verhältnisse nicht mehr den neuen Vorschriften entsprachen. Wer weiß, wo das Haus stand, findet heute noch moosbewachsenes Mauerwerk von dieser einst so idyllischen Waldwirtschaft. Es gibt auch noch alte Fotos davon. Ich erinnere mich an eine Holztafel, die an einem großen Baum angebracht war und folgende Inschrift trug:

Hast Du gegessen und geruht
getrunken aus der Flasche
so steck' die Reste, sei so gut,
hübsch wieder in die Tasche

In der Nähe der Steinbergweiher standen wilde Kirschbäume, die niemandem gehörten. Als Kinder haben wir die Kirschen gepflückt und uns die doppelten Früchte über die Ohren gehängt, das waren unsere Ohrringe.

Durch die jahrelangen Steinbrucharbeiten sind tiefe Löcher entstanden, die sich mit Wasser gefüllt haben. So sind die Weiher entstanden, in denen es Fische gab und an deren Ufer die Wildenten brüteten. Man konnte dort auch Kahn fahren und baden oder am Ufer Lagerfeuer schüren. In der Nähe der Kuppel, das ist die höchste Erhebung der Felsen, ist eine Höhle. Davor hatten wir Kinder immer viel Respekt, weil uns die Eltern streng verboten hatten, dort hineinzugehen. Während des Kriegs sollen dort einige Männer aus Wendelstein versteckt gewesen sein, die anderer politischer Gesinnung waren. Sie wären sicher ins KZ gekommen, wenn das bekannt geworden wäre. Ihre Frauen haben ihnen nachts immer was zu essen gebracht. Wir Kinder haben Mund und Ohren aufgesperrt, wenn wir davon etwas von den Erwachsenen aufschnappen konnten.

Der Steinberg ist trotz der Waldschäden durch den großen Sturm Wibke im Februar/März 1990 immer noch eine romantische Landschaft mit Wiesen, Wasser, Felsen und sehr viel Wald.

WALDHÜHNER

Unsere Hühner hatten das Paradies auf Erden. Sie durften den ganzen Tag im Wald draußen bleiben. Dort scharren sie, pickten und badeten im warmen Sand. Ein stolzer Hahn war auch dabei, der die ganze Schar anführte und auch verteidigte. Es kam schon vor, dass ab und zu eine Henne fehlte, die der Habicht oder der Fuchs geholt hat. Man hat öfter einen Haufen blutiger Federn gefunden von einer Taube oder einem Huhn. Am liebsten waren die Hühner "in die Irl", im Erlenwäldchen neben dem Kanal. Dort war es sumpfig und modrig und es gab allerhand Insekten, Würmer und Schnecken zum Fressen. Damit aber der Habicht, der "Hacht", nicht so viele von unseren wertvollen Hühnern erwischte, hat mein Vater hinter unserem Haus auf einer großen Föhre ein Sensenblatt auf die Baumspitze gebunden. Mit Steigeisen ist er den glatten Stamm hochgeklettert und hat den Sensenstahl befestigt, damit er in der Sonne blinkt und die Raubvögel abschreckt und vertreibt. Mein Vater hat das von den Oberpfälzer Bauern gelernt. Das war vor gut 50 Jahren. Die Sense ist heute noch an diesem Baum, wenn sie nicht schon längst verrostet oder abgefallen ist.

Einmal hat sich meine Mutter sehr gewundert, weil eine Henne beim Füttern in der Früh immer patschnass und sehr hungrig war. Aber nach einiger Zeit war das Rätsel gelöst, denn die Henne kam eines Tages ganz stolz als Glucke mit 14 Küken aus dem Wald anmarschiert. Sie hatte alle ihre Eier in ihr heimliches Nest gelegt und geduldig ausgebrütet, beim Füttern war sie dann vom Tau oder vom Regen immer ganz nass. Als ich eines Morgens Holz aus unserem Schuppen (aus der 'Schupfen') holen wollte, sah ich zu meinem Entsetzen, dass an der Rückwand ein großes Brett

fehlte. Dort war auch unser Hühnerstall mit den Sitzstangen untergebracht, und die waren alle leer. Auch das alte Fahrrad meines Großvaters fehlte.

Es wurde die Polizei geholt, der Betz und der Ellrot, die nahmen alles auf. Mein Bruder hat die Fußspuren der Diebe im Wald entdeckt.

Zur Spurensicherung wurde ein Gipsabdruck angefertigt. Das war für uns sehr aufregend und interessant. Die Spur führte durch den Wald ins Valkalager nach Nürnberg. In einem Waldstück wurden dort das Fahrrad und die zwölf toten Hühner gefunden. Meine Mutter fuhr dann mit dem Helmut, einem Verwandten, der ein Motorrad, ein "Sachserla" hatte, ins Lager, um die gestohlenen Hühner zu identifizieren. Sie kamen tatsächlich mit zwei Rucksäcken voll toter Hühnern wieder zurück. Ich weiß noch, dass es in den nächsten Tagen in der ganzen Verwandtschaft Nudelsuppe mit Huhn zum Essen gab.

Solange ich zurückdenken kann, hatten wir Hasen und Hühner. Manchmal kam es vor, dass ein Küken schwächer war als die anderen und deshalb von uns umso mehr verwöhnt wurde. Unser 'Ziebela' durfte mit uns in die Küche und hatte seinen Platz auf dem alten Sofa unserer Großmutter. Das hatte eine geschwungene Lehne und eine Sprungfeder war kaputt. In dieser Mulde hatte unser Zwerghühnchen seinen Platz. Als es größer wurde, legte es jeden Tag ein Ei in die Sofamulde. Danach spazierte es gackernd wieder hinaus zu den anderen Hühnern.

Die vielen Schwarzbeeren, die wir zupften, wurden nicht alle eingeweckt, sondern manchmal wurde auch ein großer gläserner Ballon mit Wein angesetzt. Nach der Gärung wurde der Schwarzbeerwein gefiltert und in Flaschen gefüllt. Die Rückstände wurden auf den Kompost geworfen. Unsere Hühner haben die ausgelaugten Schwarzbeeren bald entdeckt und aufgefressen. Für einige Zeit lagen sie dann wie tot im Hof herum. Ab und zu hob eine Henne den Kopf und blinzelte in die Sonne. Der Hahn versuchte immer wieder, ein paar Schritte zu laufen, aber er fiel jedes Mal auf die Seite und zappelte vergebens mit den Beinen. Nach ein paar Stunden, als sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten, ging es dann allen wieder besser, obwohl sie noch ganz benommen umherliefen. Es ist bei den Tieren genau so wie bei den Menschen.

DER LEUCHTTURM

Oben am Steinberg standen bis in die 50er Jahre zwei Leuchttürme als Stahlkonstruktion gebaut, ein großer und ein etwas kleinerer. Sie dienten den Flugzeugen von Nürnberg nach München als Orientierung, und nachts drehte sich ein Scheinwerfer rundum im Kreis. In regelmäßigen Abständen blinkte das Licht abends in unser Schlafzimmer und wir schliefen damit ein.

Wir Kinder von der Siedlung taten nichts lieber, als auf den kleinen Leuchtturm zu klettern, wir durften uns nur nicht dabei erwischen lassen. Die Türme waren für unsere Begriffe sehr hoch und es führten eiserne Leitern steil nach oben. Von dem kleineren Turm aus konnte man ganz Wendelstein überschauen, man fühlte sich da oben so frei und es war einfach schön, über die Baumwipfel in die Ferne zu blicken. Es war nur recht unangenehm, wenn die Buben zu schaukeln anfangen und den Turm zum Schwingen brachten, und wir Mädchen bekamen dann Angst. Einmal haben sie den eisernen Deckel am "Durchschlupf" zufallen lassen und die Zugkette verklemmte sich. Wir waren nun gefangen und überlegten, wie wir wieder nach unten kämen. Einige wollten außen herum nach unten klettern, aber das war zu gefährlich. Zum Glück hatte jemand ein Taschenmesser dabei, womit wir die eingeklemmte Kette wieder lösen konnten.

Nur einmal war ich auf dem großen Turm, der weiter hinten im Abstand von 100 m zum kleineren Leuchtturm stand. Er war über 30 m hoch. Ich habe zum Aufstieg meinen ganzen Mut zusammengenommen, und dann konnte ich den ganzen Südlichen Reichswald bis nach Nürnberg überschauen. Das war ein überwältigender Anblick, ich denke oft daran. Damals war ich acht Jahre alt.

Noch heute sind die Betonfundamente mit dicken Eisenschrauben zu sehen. Wir haben sie bei einem Spaziergang mit unseren Freunden wieder entdeckt.

DAS BROT

Als Kind wohnte ich in Wendelstein im letzten Haus auf der Siedlung direkt am Wald. Im Sommer mussten wir Kinder fast jeden Tag nach den Schulaufgaben in den Wald gehen, um Holz, Beeren oder Pilze zu sammeln. Es gab viele Schwarzbeeren, Erdbeeren, die wir "Brisli" nannten, Preiselbeeren oder Himbeeren und im Herbst herrliche Pilze. Was halt gerade reif war, wurde eingesammelt. Gegen den Hunger haben wir ein Stück schwarzes Brot mitbekommen, und gegen den Durst eine Flasche Wasser mit etwas Essig und Zucker darin. Das war unsere Limonade.

Mit sieben Jahren war ich einmal mit meiner Mutter im Wald zum Schwarzbeeren-Zupfen hinter dem kleinen Berg in der Nähe des Sicherheitstores. Da hatten russische Gefangene eine kleine Holzhütte als Unterkunft. Die Russen mussten Bäume fällen und andere schwere Waldarbeiten verrichten. Sie hatten alle sehr Hunger und waren sehr mager, lauter junge Männer. Ich hatte immer ein bisschen Angst vor ihnen, aber meine Mutter beruhigte mich und sagte: "Die tun dir nichts". Einmal hatte meine Mutter ein extra großes Stück Brot dabei. Das war in Zeitungspapier eingewickelt und das sollte ich ganz vorsichtig, damit es der Aufseher nicht merkte, zu den Russen bringen. Ich pflückte etwas schneller in Richtung der Arbeiter und war nur einige Meter von ihnen entfernt.

Ich legte das eingewickelte Brot unter die Schwarzbeersträucher, so dass sie es sehen konnten und ging langsam wieder zurück. Meine Mutter hätte das nicht wagen dürfen. Sie meinte, mir als Kind könne ja nichts passieren, falls es doch bemerkt worden wäre.

Ein paar Tage später waren wir wieder beim Schwarzbeeren- Zupfen und da haben wir das gleiche wieder gemacht. Ich habe das Brot und ein paar Kartoffeln wieder an dieser Stelle versteckt, und da lag, in Zeitungspapier eingewickelt, ein kleines Kunstwerk aus Holz. Die russischen Gefangenen hatten mir einen kleinen Pfau geschnitzt. Er stand auf einem Holzbrettchen mit weit gefächertem Schwanz, bunt angemalt mit Naturfarben aus ausgepressten Pflanzen, und wenn man an einer Schnur zog, pickte er mit dem Schnabel auf das Brett. Ich habe mich so sehr über das unerwartete Geschenk gefreut. Auch mein zwei Jahre jüngerer Bruder hat für die Kartoffeln, die er in eine Vertiefung im Waldboden legte, ein geschnitztes, rot angemaltes Flugzeug bekommen. Wir haben immer wieder Brot für die russischen Gefangenen hingelegt, solange sie in diesem Waldstück arbeiteten.

WALDBRAND

Im Wald hinter unserem Haus hat es in den letzten Kriegstagen einmal gebrannt, bis zur Erhebung, die wir 'Berg' nannten. Das Feuer war am Waldboden und erreichte nur die niederen Sträucher, die Baumwipfel waren davon noch nicht erfasst. Meine Mutter hat schon den Leiterwagen hergerichtet mit unseren Betten drauf, falls wir vor dem Feuer fliehen mussten. Sie wollte mit uns Kindern zu guten Bekannten am Braunschhof in die Oberpfalz fahren. Meine Tante Berta brachte eine Rolle Butter und wir bekamen etwas ganz seltenes, nämlich ein dickes Butterbrot, damit wir kräftig

blieben für den langen Marsch in die Pfalz. Es war gut, dass es nicht so weit kam, denn dort um Freystadt und Neumarkt herum kämpfte die SS verbissen und unter großen Verlusten. Da wären wir in ein noch größeres Feuer geraten. Die immer wieder aufflackernden kleineren Feuer im Wald hinter unserem Haus wurden von den älteren Männern und den Jugendlichen mit Zweigen und Besen und mit Kanalwasser gelöscht. Nach vielen Jahren sah man noch die verkohlte Rinde und die Baumstämme waren rußig und schwarz. Aber das Heidekraut erholte sich schnell wieder.

Nach dem Krieg hat der Wald in der Otterlach, zwischen den Hofmannsbrüchen und der Autobahn nach Schwabach, tagelang lichterloh gebrannt. "In der Otterlach drin brennt's", haben wir Kinder gerufen und uns die Gasmasken, die vom Luftschutz übrig geblieben waren, umgehängt. Die waren aus Gummi und hatten an einem gerippten Gummischlauch ein Luftfilter dran. Manchmal setzten wir sie auf und wir sahen darin aus wie Monster. Wir konnten den Brandgeruch bei uns noch deutlich wahrnehmen. Die Männer vom Dorf, die nicht in Gefangenschaft waren, wurden mit Lastwagen der Amerikaner zum Löschen oder zur Brandwache zusammen geholt, damit das gelöschte Feuer nicht noch einmal aufflammte und weiteren Schaden anrichtete. Der ganze Hochwald wurde dabei vernichtet. Heute noch, nach fast 50 Jahren, gibt es dort keinen alten Baumbestand, allerdings mehr Mischwald als sonst in den Kieferwäldern.

DER UNTERSCHLUPF

Hinter unserem Haus war im Wald eine kleine Erhebung, die wir 'Berg' nannten. Dort haben während des Krieges die älteren Buben tiefe Gruben gebaut. Sie lernten es durch Zuhören von den Soldaten, die in Urlaub waren und haben das nachgemacht. Das ging so weit, dass sie einen Unterstand aus dem Sandboden aushoben, der drei mal einen Meter groß war. Wir kleineren Kinder konnten darin aufrecht stehen. Der Unterstand war seitlich mit Pallisaden befestigt, die mit Besenginster durchflochten waren. Darüber haben sie Baumstämme und Zweige gelegt und alles mit Moos abgedeckt. An Rohren aus Pappe befestigten sie Spiegel, und mit diesen Teleskopen beobachteten sie die Umgebung von ihrem Bunker aus. Wir Mädchen haben uns im Wald Wohnungen gebaut mit einem Sofa aus Moos, und wir haben sie mit anderen Dingen schön eingerichtet und mit Besen aus Baumästen oder Ginster sauber ausgekehrt. Meistens wurden wir von den Großen vom Unterstand vertrieben. Zur Abschreckung haben sie an den Eingang ihres Bunkers ein Plakat aus Pappdeckel mit einem Totenkopf darauf angebracht, der mit einer phosphoreszierenden gelbgrünen Leuchtfarbe gemalt war und schauerlich in der Dunkelheit funkelte.

In den letzten Kriegstagen diente diese Grube den deutschen Soldaten als Unterschlupf. Als die Amerikaner kamen und in unseren Häusern einquartiert waren, fanden immer noch Gefechte statt. Die Front verlief direkt an unserem Gartenzaun. Die Amerikaner schossen in den Wald, die Deutschen schossen zurück. Wir sahen, wie sich die deutschen Soldaten schließlich mit erhobenen Händen ergaben. Nach Kriegsende fanden wir im Unterstand, den die Buben gebaut hatten, noch Wehrmachtsdecken, Soldatenjacken und abgerissene Achselklappen. Weiter unten im Wald stand neben einer großen Birke ein voll funktionsfähiges Maschinengewehr, an dem die Munitionsgurte noch vom Lauf herunterhingen. Auch daneben lagen noch Kisten voll Munition herum.

AM TREIDELSWEG

Wo der Treidelsweg in den Wald führt, waren rechts zwei große Bombentrichter. Darin lagen eines Tages große Mengen von Holzwolle. Das hat uns Kinder gereizt, dort hineinzuspringen. Wir

veranstalteten Wettspringen und hüpfen mit Anlauf in die weiche Holzwolle. Eines Tages, als wir wieder unser Spiel trieben, gab es eine böse Überraschung. Es hatten sich in der Zwischenzeit Wespen eingestekt, die uns fürchterlich gestochen haben. Uns blieb nur noch die Flucht aus dem Bombenloch und wir linderten die Wespenstiche mit kühler Walderde.

Oberhalb des Treidelswegs gab es am Hang viele Sträucher. Während des Krieges mussten wir von der Schule aus Himbeer- und Brombeerblätter, Heidekrautblüten und Lindenblüten sammeln. Auf dem Dachboden des Schulhauses wurde alles getrocknet und für die Soldaten als Tee verwendet. Die Ecke zwischen Treidelsweg und der alten Nürnberger Straße nannten wir die Waldspitze. Dort gab es an einer bestimmten Stelle rotbraunen Lehm, den sich die Leute zum Vermauern ihrer Öfen holten. Wir Mädchen haben daraus kleine Körbchen und Blumenvasen geformt und sie in der Sonne trocknen lassen. Mit ein paar frischen Blümchen geschmückt war das unser Muttertagsgeschenk. Die Buben trieben andere Spiele. Auf der Waldspitze lag auch viel Munition herum. Sie sammelten die Patronen, entfernten die Spitzen, schütteten das Pulver in eine Mulde des Waldbodens und zündeten es an. Dabei haben sie sich einmal die Finger sehr stark verbrannt und von da an hatte das gefährliche Spiel ein Ende.

Im Winter war die Nürnberger Straße eine hervorragende Rodelbahn. Wenn nachmittags die Schule aus war, zogen wir unsere Schlitten hinauf bis zum Wasserhäuschen. Dort banden wir sie zusammen, und mit Hallo gings bergab bis zur alten Kanalbrücke. Weil sie so buckelig war, musste der letzte abspringen und die anderen über die Brücke schieben. Dann kam die zweite Etappe bis zum Bruckmeier an der Schwarzachbrücke. Damals konnten wir Kinder die Straße beherrschen, denn nur ganz selten kam ein Fahrzeug. Besonders schön war es, wenn es schon dunkel wurde und einige Taschenlampen oder Sturmlaternen mit dabei hatten. Mehr als zweimal am Tag haben wir diese große Abfahrt nicht gemacht, denn der Weg war zu weit.

DER SCHUTT

Unser Spielrevier erstreckte sich vom Waldrand hinter unserem Haus hinauf zu den Steinbergen am Hinteren Wernloch bis zum Fischleinsberg. Zwischen dem Wasserhäuschen und dem großen Leuchtturm war ein wilder Schuttplatz, wo die Wendelsteiner ihren Müll abluden. Mindestens einmal im Jahr fuhr jede Familie mit dem Leiterwagen dort hin, um ihren alten Plunder loszuwerden. Diese Müllkippe war ein großes Loch, das von den Steinbrüchen her stammte. Dort droben liegt nun viel von Alt-Wendelstein und von uns: Meine Gliederpuppe, das Waschlavoir meiner Großmutter und vielleicht manch andere Rarität aus der Vergangenheit. Manchmal stöberten wir im Schutt herum, um etwas Brauchbares zu finden. Als der Platz voll war, wurde in der Nähe des Fischleinsbergs ein weiterer Schuttablageplatz eingerichtet, der weitaus größer war und ein riesiger Berg wurde.

Bei einem unserer Ausflüge fanden wir Kinder einmal in der Nähe des Wasserhäuschens unter einem Fichtenbäumchen einen schönen schwarzen Koffer mit gelbem Rand. Zuerst wollten wir es den Gendarmen melden, aber dann haben wir die Sachen aufgeteilt, die darin waren. Der Koffer muss einer jungen Frau gehört haben, denn es waren Kleider, Schuhe, seidene Unterwäsche, ein Buch und kosmetische Kostbarkeiten darin. Beim Verteilen dieser Dinge bekam ich herrliche beige Glacéhandschuhe und eine schön verzierte, vergoldete Puderdose mit Spiegel. Der Puder war rosa und roch fein parfümiert. Zuhause haben wir das den Eltern erzählt und unsere Schätze präsentiert. Die haben nur geschimpft, weil wir den Fund nicht der Polizei gemeldet hatten.

ÜBERNACHTUNG IM WALD

Die Muna war ein Munitionsdepot zwischen Feucht und dem Jägersee. Meine Schwester musste dort während des Krieges Arbeitsdienst leisten und Pulver abwiegen. Andere haben die Pulversäckchen zugenäht. Das war alles sehr gefährlich.

Als nach dem Krieg die Muna brannte, ging der Gemeindediener mit seiner Glocke im Dorf herum und schellte aus, dass unsere Häuser verlassen werden müssten, weil die Explosionen zu gefährlich wären. Wir wurden vorübergehend evakuiert. So nahmen wir unseren Leiterwagen, packten das Nötigste darauf, vor allem Betten und Decken, Brot und die Schmalztöpfe, und die ganze Familie zog durch den Ort in Richtung Sperberslohe. Es war eine richtige Völkerwanderung durch den Sperbersloher Wald, jede Familie war mit etwas Fahrbarem unterwegs. Mit den wenigen Autos, die es gab, wurden die alten Leute transportiert, meist hatten die Leute Fahrräder oder Leiterwagen. Nach zwei Stunden Marsch wurde es schon langsam dunkel, als wir in Sperberslohe ankamen. Unterwegs hörten wir die gewaltigen Detonationen, wir Kinder hielten uns die Ohren zu und duckten uns in den Straßengraben. Bei jeder Explosion war der Himmel über dem Wald hell erleuchtet. Es war für uns ein rechtes Abenteuer, in dem Eichenwäldchen nach Sperberslohe unter freiem Himmel zu schlafen. Wir waren in warme Decken gehüllt und unsere Eltern waren ja da. Die älteren haben in dieser Nacht sicher nicht so gut geschlafen, denn sie fürchteten das Giftgas, das eventuell über alle kommen könnte. Zum Glück wussten wir Kinder nichts davon. Am frühen Morgen, als es dämmerte, wurden wir Kinder in die dortige Wirtschaft gebracht, da bekamen wir warmen Tee.

Als die Gefahr vorüber war, konnten wir alle wieder zurück in unsere Wohnungen. Wir hatten alle Fenster öffnen müssen, damit die Fensterscheiben durch den Explosionsdruck nicht zersprangen. Unser Hund hatte es gut in dieser Nacht. Meine Mutter hatte vorher einen Apfelkuchen gebacken. Und als wir fort mussten, hat sie ihn zum Auskühlen auf den Tisch gestellt. Den hat unser Flockel dann aufgefressen.

DER RANGIERBAHNHOF

Bei Kriegsende ging manches drunter und drüber, über vieles ging die Kontrolle verloren. So kam es, dass die Waggons auf dem Rangierbahnhof im Süden Nürnbergs aufgebrochen und geplündert wurden. Viele Wendelsteiner waren unterwegs mit Fahrrädern und Rucksäcken und haben ihre Beute über Waldwege heimgeschleppt.

Meine Brüder brachten einmal viele Rollen weißes Baumwollgarn mit nach Hause. Mehrere Rollen ließ man zu einem dicken Strang zusammenlaufen und daraus wurden dann herrliche Pullover, Unterhemden und andere Kleidungsstücke gestrickt. Einmal brachten sie angekohlte und verbeulte Dosen mit. Darin war gekochtes Hackfleisch, das hervorragend schmeckte. Ein anderes Mal schleppten sie Trockenfisch an. Das waren riesige Dinger, die musste man längere Zeit in großen Wannen einweichen, so zäh waren sie. Dann wurden sie durch den Fleischwolf gedreht und zu sogenannten Fischküchlein verarbeitet. Die schmeckten scheußlich, und mir hat es noch nie so vor dem Essen ge graust wie damals.

LEBEN MIT DEM WALD

Wenn im Frühjahr der Saft in die Bäume schoss, haben wir die großen Birken angezapft und das Birkenwasser in eine Bierflasche tropfen lassen, die an den Stamm gebunden war. Zuhause wurde dieser Saft durchgeseiht, denn es waren einige Ameisen und andere Insekten darin, und dann als Haarwasser verwendet. Auch die Fichtenspitzen, die neu heraustrieben, wurden abgezupft und daraus wurde Gelee gemacht, das gegen Lungenkrankheiten, Husten und Bronchitis helfen sollte. Das war zwar alles verboten, aber trotzdem hat man's getan.

Den ganzen Sommer über haben wir viel freie Zeit im Wald verbracht. Wir haben viel Holz gesammelt für den Winter, Beeren und Pilze gesucht, was es eben gab. Unseren Kaugummi haben wir uns selbst gemacht. Er bestand aus einem bestimmten Baumharz. Das klebte furchtbar, sodass man die Zähne nicht mehr auseinanderbrachte. Außerdem schmeckte er scheußlich, aber es war halt damals so Mode bei den Kindern. In die Rinde der Buchen haben wir Herzen eingeschnitzt mit unseren Initialen und mit großen Amorpfeilen mittendurch.

Wenn die Herbststürme kamen, war am Waldrand eine ganz besondere Stimmung. Ich stand oft am Küchenfenster und sah dem Naturschauspiel zu. Die Bäume bogen sich und der Wind sauste, es war fast wie ein Singen. Wenn es dann stürmischer wurde, krachten Äste herunter auf den Boden, die Äste und Stämme rieben sich aneinander, und das gab oft ein knarrendes Geräusch. In den stürmischen Unternächten zwischen Weihnachten und Neujahr sagte meine Großmutter immer: "Etz rammeln die Bam".

Im Winter, wenn der Wald tief verschneit war, kamen die Rehe bis an unser Haus. Meine Mutter band immer einen Büschel Heu an unseren Gartenzaun und wir konnten früh, bevor wir in die Schule gingen, den Rehen beim Frühstück zusehen.

Mein großer Bruder hatte mit die ersten Ski in Wendelstein. Er hat sie vom Schönweiß-Hansel bekommen, der als Chauffeur viel herumkam und sie eines Tages mitbrachte. Mein Vater hat dann für uns kleinere Kinder auch Ski selbst gemacht aus Eschenholz, deren Spitzen er in kochendem Wasser bog und dann eine raffinierte Bindung anbrachte. Damit rutschten wir auf den Waldwegen herum und machten Langläufe. Wir bauten große Burgen aus Schnee und natürlich musste jedes Jahr ein dicker Schneemann neben der Gartentür stehen.

Vor dem Weihnachtsfest war es allgemein üblich, sich im Wald einen Christbaum zu holen, den man sich vorher schon ausgesucht hatte. Auch mein Vater hatte einmal eine schöne Fichte geschlagen. Als er den Polizisten kommen sah, warf er das Bäumchen unbemerkt über einen Gartenzaun und lief geradeaus weiter, als ob nichts geschehen wäre.

Heute habe ich im Fernsehen eine Sendung über das Waldsterben gesehen. Es macht mich traurig, dass es den Wald in einigen Jahrzehnten nicht mehr so geben soll, wie ich ihn erlebt habe. Das behaupten ernsthafte Wissenschaftler. Meine Kindheit wurde mit vom Wald geprägt, die meisten Märchen spielen für mich in diesem Wald. Vor dem Einschlafen habe ich in den Kronen der Birken in meiner kindlichen Phantasie Feen gesehen und habe mit dem Überfluss gespielt, den der Wald auf den Boden fallen ließ, mit Ästen und Stöcken, mit Fichten- und Kiefernzapfen, Streunadeln und Blättern. Wir haben uns aus Baumrinde kleine Schiffe geschnitzt mit einem Stock als Mast und einem Segel aus Papier. Die haben wir im Kanal schwimmen lassen. Schon lange vor Ostern haben wir uns im Wald Osternestchen gebaut. Mit grünem Moos haben wir sie ausgepolstert und einen Zaun aus kleinen Stecken drum herum gesteckt. Auch eine Tür wurde freigelassen, damit der Osterhase bequem hineinspazieren und seine Eier legen konnte.

Meine Kindheit ist nun längst vorüber, aber meine Erinnerungen daran sind noch so lebendig, als ob es gestern gewesen wäre. So vieles hat sich geändert, und nicht nur zum Guten. Der Wald ist krank und man schaut hilflos zu und glaubt es nicht so recht. Doch darf man die Hoffnung nicht aufgeben, dass die Menschheit gescheiter wird und es lernt, die Natur künftig besser zu schonen und zu erhalten.

IN DIE PFIFFER
von Johann Gebhardt

Am Sunntoch um ans schellt es Telefon laut
"Geht er mit in die Pfiffer, wenner Eich traut?"
As Weder passert und mier hätten heit Zeit";
Sacht die Erna. "Ja mier kumma, mier homdie gräißt Freid!"

"Mier kumma heit nammitoch ummer zwa,
Die Liane, der Friedrich und der Glaa."
"Wos ziecht mer denn o?" "As Reiberzivil,
Gummistiefel und Kittel, obber net su arch viel!"

Der Pat, der pfofert, der hat heit kann Mong,
Obber uns braucht mer suwos ka zwamol song.
Da pack' mer halt unsern Krempel zamm,
An Korb und Messerli muss mer fei hom.

Aff Raaberschrift nieber, die Fuhr entlang,
Rechts bieng mer dann ab bei dem groußn Bamm,
Nummol links und dann gleich an der Schonung vorbei,
Dann hört mer scho as Pfiffersucher-Gschrei.

Denkt fei dro, nit mehr als hundert Gramm
Derf mer in der Wochn wecher'm Cadmium ham.
"Die machen uns nu alle hie,
Die Politiker und die Industrie!"

"A Saustall is des, wos die mit uns machen,
des is fei wergli nemmer zum Lachen!"
Wir reden von Umwelt und kumma in Rage
Und schimpfen auf die ganze Baggage.

Wie mier dou su laafn, da schreit mei Frau
"Drei Butterpilzn und a Gelberla, mitten am Weg, schau!"
"Wou stenna die?", frag i, "Pass doch a weng auf!
Du stehst mitten af an scheen Gelberla drauf!"

Etz kummts, es Fieber, etz is passiert.
An an jedn Pilz is mer etz interessiert.
"Die homs übersehng, die stenna scho lang"
Zwanzg Butterpilzen denner mer zamm.

Im Hochwald find mer a paar Maroni,
Die Kappm schee braun, es Futter wie Honig.
Und plötzlich hör ich an lauten Schrei:
"Des dort drehm werd doch nit a Stapilz sei ?!"

Drei Wäldli weiter, da mess mer links nei,
Da war vorigs Jahr wos, da werd scho wos sei.
Und wergli, a Prachtkerl, der Stiel so schee dick,
Die Kappm ganz braun, a so a Glück!

Etz rennt alles wild durchs Unterholz,
Und drinna da schreit die Erna ganz stolz:
"Geht rei, a Stapilz, wunderschee!"
"I mecht nen fei a sehng, lou nen na steh!"

Der wiegt garantiert sei zwahundert Gramm!
Dort drühm steht scho widder aner an an Bamm!
Der Pat im Gebüsch der macht si ganz glaa
Und am Weg schreit der Franki "Ich muss etz an A!"

Schnell knöpft mer ihm es Hisla auf
Und die Dinge nehmen ihren Lauf.
Als er dann fertig is, sacht der Glaa:
"Oma, runterspül'n muss mer fei a!"

Die Suche geht weiter, jeder schlupft nei ins Holz
Und a jeder is af sei Stapilzn stolz.
"Georg, geh raus, der Frank der schreit!"
"Menschenskinder naa, ich hob doch a ka Zeit!"

Alle louns mier den Glann, alles mou mer dou,
Ich pass aff in auf, ich bind ihm die Schou."
Doch wenn der Frank sein Opa hat,
Dann geht die Sach glei widder glatt.
"Georg, geh her, schneid'n o, mein Maroni!"
Der Pat wills machen, doch werd er glei zorni:
"Ich hob's Messer verluän mit zamst dem Getu
Und nu a paar Stapilzen lieng lassen dazu."

Verdrossen und schimpfert geht er z'rück in Wald,
Die Liane mault nach: "Etz werd er halt alt."
So haua die Weiber drauf af den arma Mo,

Wos der obber gleist hat, ka Mensch denkt etz dro!

Sei Haus hat er baut, so groß und so schee,
Sein Garten oglecht, ja des musst fei versteh!
A jeds Erbetla macht er su akkurat,
I mecht wissen, wer nu su an Vatter hat!

Die Pfiffer senn gfunna, etz gemmer glei ham,
Am Wech demmer nu a paar Gelberli zam.
Der Franki werd zwieder, etz werds obber Zeit.
Der Weg zum Auto werd uns scho weit.

In Friedrich sei Korb is voll und hengt no,
achtadreißg Stapilzn lachen uns o!
Die Müdigkeit is etza ganz vergessen,
Wir sind richtig glücklich und freia uns afs Essen.

Des gibt heit a Mahlzeit; den Rest gfriern mer ei,
Es werd scho ka giftiger drunter sei!
Wir warn in die Pfiffer und wern widder geh
Af jeden Fall war des Pfiffer-Suhng schee!



KANALGESCHICHTEN

erzählt von
Karoline Gebhardt

aufgeschrieben von Johann Gebhardt

28. Februar 1991

KANALSCHIFFE

In meiner frühesten Kindheitserinnerung an den Kanal sehe ich noch die Holzschiffe, die von Pferden gezogen wurden. Es waren schwere Gäule, meist aber zog nur einer das Schiff, und der musste immer schief laufen. Die Pferde taten mir immer leid, weil sie so viel ziehen mussten und weil sie immer so traurig schauten. Auf den Schiffen waren oft kleine Häuschen aufgebaut, wo die Leute wohnten. Gerne wäre ich einmal auf so einem Laufsteg außen herum gegangen oder hätte ich einmal so ein Schiff besichtigen wollen, aber das ging nicht. Die Schiffersfrauen haben oft an langen Leinen ihre Wäsche aufgehängt, die im Wind flatterte, oder sie kochten sich auf den Transportschiffen in Kesseln ihre Mahlzeit oder Kaffee. An der Krümmung gaben sie oft schon Signal, das war ein Tuten oder Hupen, und wir wussten, dass wieder ein Schiff kam. Wir liefen immer herbei, wenn es ging, und konnten sehen, wie die Pferde vor der Kanalbrücke ausgeklinkt wurden. Das Schiff fuhr nun mit Schwung unter der Brücke durch. Man hat richtig Reiselust bekommen können, wenn man den Schiffen nachsah. So viel ich weiß, hat die Familie Kellermann aus Wendelstein auch zwei Kanalschiffe besessen.

BADEFREUDEN

Für uns Kinder spielte der Kanal eine große Rolle in unserer wenigen freien Zeit. Es war Ehrensache für jeden, das Schwimmen zu lernen, wer nicht schwimmen konnte, stand um viele Stufen tiefer in der Rangordnung. Wenn es im Sommer sehr warm war und der Kanal viel Wasser führte, konnte man herrlich baden. Das Sicherheitstor, das etwa 100 Meter von unserem Haus entfernt lag, war gut geeignet zum Baden. Abends traf sich dort die Jugend und die Kinder der Siedlung kamen dazu. Die vom Dorf kamen über einen kleinen Waldweg auf der anderen Kanalseite zu dem beliebten Treffpunkt der Wendelsteiner. Immer wenn ein Schiff kam, wurde der Schlamm aufgewühlt und man musste lange warten, bis das Wasser wieder sauber war und man baden konnte. Manchmal sah man auch eine harmlose Wasserschlange, da trauten wir uns dann nicht mehr ins Wasser, bis sie wieder verschwunden war.

Ein ganz besonderer Spass war für uns, in einer alten Badewanne oder in einem Waschtrog auf dem Kanal zu rudern. Es kam oft vor, dass unser Boot kenterte oder von den badenden 'Seeräubern' gekapert wurde.

Am Ufer des Kanals wuchsen schwarze Schlotfeger und schöne Wasserlilien. Von deren Wurzeln,

dem Kalmus, konnte man Schnaps brennen. Viele Frösche saßen in den Uferpflanzen. In manchen Sommernächten quakten sie so laut und ausdauernd, dass ich oft nicht einschlafen konnte.

Einmal hat sich eine alte Frau von der Siedlung im Kanal ertränkt. Sie lag in der Krümmung kurz vor dem Sicherheitstor im Wasser. Einige Männer von der Siedlung haben sie mit langen Kragelstangen aus dem Wasser gezogen. Wir Kinder wurden dann weggeschickt. Die Leiche wurde auf einem Leiterwagen weggefahren.

KANALEIS

In meiner Kindheit war der Kanal im Winter immer zugefroren, so weit ich zurückdenken kann. Mit Spannung erwarteten wir den Tag, an dem das Eis endlich hielt. Mit unseren vorsintflutlichen Schlittschuhen, die wir Absatzreißer nannten, zogen wir los. Wir mussten zuerst die Gewinde einölen, bevor wir sie an die Schuhe schrauben konnten. Einen Schlittschuhschlüssel hatte auch nicht jeder. Meistens zogen wir die Schlittschuhe schon zuhause an und verwendeten dazu eine Zange. Dann liefen oder besser stolperten wir damit zum Kanal, wo viele Kinder auf dem Eis zusammen kam, meistens nachmittags. Die kleineren Kinder fuhren vom Ufer aus mit ihren Schlitten in den Kanal. Wenn es schneite, musste man zuerst eine Bahn räumen. Unter der Kanalbrücke war es selten zugefroren, nur bei großer Kälte konnte man dort hindurchfahren bis nach Röthenbach hinauf und weiter. Unsere Nachbarin hatte Stiefel, aber keine Schlittschuhe. Ich hatte Schlittschuhe, aber keine Stiefel. So tauschten wir unsere Sachen, und wenn sie fuhr, hatte ich Pause, und umgekehrt.

Wenn es dann dunkel wurde und man endlich genug hatte, taten uns die Füße weh und wir waren durchgefroren. Zuhause in der warmen Wohnstube ging nun das Fingerpizzeln los. Aber der Schmerz dauerte nicht lange. Das Abendessen schmeckte herrlich und man freute sich schon wieder auf den nächsten Tag.

Manchmal gab es im Eis Spannungen, die oft mit gefährlichem Krachen lange Risse bildeten. Darin konnte man sich leicht mit den Schlittschuhen verfangen und man fiel öfter hin. Oft waren im Eis auch Blätter eingefroren, die bremsten, oder wir stolperten über die Luftblasen. Auch wurden von den Fischern Löcher in das Eis geschlagen, damit die Fische Sauerstoff bekamen, wenn der Winter recht lang war. Wenn Tauwetter einsetzte, wurde das Eis wieder weicher, es gab ein "Biegerts", das auf dem das Wasser schwamm. Auch musste man vom Ufer aus auf die Eisschollen springen. Es kam schon vor, dass man im kalten Wasser lag, das war nicht ungefährlich. Unsere Eltern hätten es nicht wissen dürfen, wenn wir auf das dünne Eis gingen.

Die Wendelsteiner Brauerei hat zur Kühlung des Bieres viel Eis gebraucht. Dazu hatten sie an der Röthenbacher Straße Eisweiher, aber das hat nicht gereicht. So fuhren die Pferdewagen zum Kanal zum "Eisen". Die Arbeiter haben dabei mit ihren Hacken Schollen abgeschlagen, auf denen sie sich dann mit langen Stangen wie auf einem Floß zum Ufer schoben. Oft sind sie von einer Scholle zur anderen gesprungen. Das Eis wurde abgefahren und kam in die Felsenkeller, wo es den ganzen Sommer über gehalten hat. Früher soll am Kanal eine 100 m lange Eishalle gestanden haben, die zur Winterlagerung des Eises diente.

Die Kinder haben das Eisschollenfahren nachgemacht. Das war ein gefährliches Spiel. Wer unter das Eis geriet, war verloren. Die Eltern haben genug davor gewarnt.

DIE GROSSE DÜRRE

Als ich ein Kind war, wohnte ich mit meinen Eltern und Geschwistern im letzten Haus auf der Siedlung am Kanal, gleich neben dem Wald. Ich kann mich noch gut erinnern an den heißesten Sommer, den ich mir denken kann. 1946 war der Kanal total ausgetrocknet und man konnte auf dem getrockneten Kanalschlamm, der dicke Risse hatte, bis zur Mitte des Kanalbetts laufen. Dort war nur noch ein kleines Rinnsal zu sehen, viele Fische lagen tot auf dem Schlamm umher und vertrockneten in der Gluthitze. Es roch nach Moder und Schlamm, Fisch und Verwesung.

Der Schneiders Hans trieb seine Kühe in den Wald neben unserem Haus, damit sie noch das bisschen Gras und Heidekraut fressen konnten. Das Gras auf den Wiesen war verbrannt von der sengenden Sonne, es war im ganzen Land eine große Dürre und die Tiere hatten Hunger. Manchmal standen dicke Wolken am Himmel, es blitzte oft, aber der Regen kam nicht.

DER DURCHLASS

Nach der Schule gingen wir meistens nicht gleich heim, sondern machten einen Umweg, um was Neues zu entdecken. Nach der Schwarzachbrücke ging rechts ein Weg ab, beim Bergbauern vorbei oberhalb der Schwarzach, die zum Durchlass führte. Das war ein Wasserablauf unter dem Kanal hindurch. In den hohen Rohren konnte ein Mann in gebückter Haltung durchgehen. Dort drin lagen Steine und es floss immer etwas Wasser durch. Es war unheimlich dunkel, nur am anderen Ende sah man Licht von der gegenüberliegenden Öffnung. Wir machten Mutproben, wer sich traute, da durchzugehen. Das kostete mich immer viel Überwindung, denn man hatte den Eindruck, die Röhre würde immer enger. Und über uns war der Kanal, man wusste ja nie, ob die Rohre hielten... Auf der anderen Seite kam der Durchlass am alten Bahnhof heraus. Dort war ein großer Schacht gemauert und darin stand eine alte, morsche Leiter, die nach oben führte. Man musste durch Himbeer- und Brombeersträucher schlüpfen.

Einmal waren von der Leiter einige Sprossen herausgebrochen, und es blieb uns nichts übrig, als wieder durch den dunklen Gang unter dem Kanal zurückgehen. Man bekam mittendrin Platzangst, besonders, wenn vor einem noch jemand lief und das bisschen Licht verdeckte. Das Wasser tropfte von den Betonrohren und lief in einem dauernden Rinnsal zur Schwarzach hinab. An diesem Bächlein wuchsen Brunnenkresse und schon bald im Frühjahr die ersten gelben Butterblumen. Die Brunnenkresse haben wir gepflückt und mit nach Hause genommen. Klein geschnitten aufs Butterbrot schmeckte sie herrlich.

KANALBÄUME

Am Kanal hatten wir ganz in der Nähe des Sicherheitstors eine große Eiche, das war unser Spielbaum. Wir errichteten darauf ein Baumhaus aus Holzbrettern, die Buben haben Eisen in den Stamm geschlagen, damit man besser hinaufklettern konnte. Über uns war spannte sich ein herrliches Blätterdach, und man konnte uns vom Boden aus nicht sehen. So haben wir die Spaziergänger und Radfahrer am Kanalweg veräppelt, ohne dass sie uns erwischen konnten. Im vergangenen Jahr habe ich unseren Baum nach 46 Jahren wieder entdeckt und mich so gefreut, als ich im Stamm stark eingewachsen noch einige Steigeisen fand.

An den Ufern hat König Ludwig Apfelbäume pflanzen lassen, damit die Bevölkerung besser mit

Obst versorgt wäre. Diese Tradition wurde lange fortgeführt, man konnte die Kanaläpfel pachten. Es waren meist keine guten Sorten zum Essen, deshalb blieben sie vor Apfeldieben verschont. Aber im Winter konnte sie man gut zum Backen verwenden. Auch Pappeln hat man immer wieder gepflanzt, denn sie wachsen schnell. Alle 30 Jahren gibt es eine neue Holzernte. Erst kürzlich hat man die Pappeln am Kanal gefällt.

An der alten Kanalbrücke stand (und steht heute noch) ein alter Holzbirnbäum. Die Birnem waren klein und hart, erst wenn sie schön teigig waren, wurden sie süß und die haben uns prima geschmeckt. Es gab ja sonst nichts zu naschen. Die ersten Bonbon, Orangen und Schokolade haben wir erst gesehen, als die Amerikaner kamen.

KRIEGSZEIT

Unser Vater war im zweiten Weltkrieg eingezogen und wir hörten lange nichts von ihm. Die Mutter musste alleine für uns Kinder sorgen. Wir spielten am liebsten am Kanal. Einige andere Kinder, mein Bruder und ich waren gerade auf dem Kanalweg, als plötzlich ein Tiefflieger auf uns zuflog und aus allen Rohren in das Wasser feuerte, dass das Wasser aufspritzte. Wir warfen uns in eine Sandlücke, einige versteckten sich hinter einen Schuppen. Wir sahen die rote Schnauze des Jagdbombers, die ich nie mehr in meinem Leben vergessen kann. Mit ohrenbetäubendem Lärm donnerte er über uns hinweg und so schnell wie er gekommen war verschwand er auch wieder. Wir waren wie gelähmt und hatten einen Schock bekommen. Ich habe gehört, dass auf dem Kanal auch kleinere Kriegsschiffe transportiert wurden. Es könnte sein, dass sie danach suchten.

Einmal sahen wir vorne an der Kanalbrücke eine große Zahl russischer Gefangener, oder vielleicht waren es auch Weißrussen, die zwangsweise im zweiten Weltkrieg ihr Land verlassen mußten, um hier zu arbeiten. Viele Familien mit Kindern und Frauen waren dabei. Von der Kanalbrücke aus sahen wir, wie sie sich Kartoffeln und Suppe kochten. Nach dem Essen wuschen sie ihr Blechgeschirr im Kanalwasser ab und danach haben sich alle nackt im Kanal gebadet. So etwas hatten wir noch nie gesehen, das war aufregend für uns Kinder, aber unsere Eltern holten uns weg, das sollten wir nicht sehen.

Am Kanal bei unserem Haus war eine Sandlücke. Die Hühner badeten dort im Sand oder wir Kinder spielten darin. Wir haben Häuschen, Burgen und Gruben gebaut. Als die Amerikaner einmarschierten, haben wir auch fünf Mann einquartieren müssen. Ich erinnere mich, dass sie mit den Stiefeln im Bett schliefen. Es waren lauter junge Männer. Sie hatten in unserer Sandlücke, wo wir immer so schön spielten, Stellung bezogen und ihre Maschinengewehre aufgebaut. Wir waren öfter bei ihnen und haben daneben gespielt. Mein Bruder war damals fünf Jahre alt, er war auch einmal bei ihnen im Schützengraben dabei, als deutsche Soldaten, die SS, von unseren Wald aus zu schießen anfangen. Die Amerikaner schossen zurück, und sie drückten den Kopf meines kleinen Bruders tief in den Schützengraben. Wir sahen dann, wie deutsche Soldaten mit erhobenen Händen vom Wald hervorkamen. Einer sah sehr blass aus, das sehe ich noch wie damals, als er mit erhobenen Händen vor uns stand. Die Amerikaner zerschlugen sein Gewehr an einem Stein. Er wurde durchsucht, ein Stück Kommissbrot, das er in seiner Tasche hatte, warfen die Amerikaner unseren Hühnern hin. Meine Mutter, die auch dazu gekommen war, rief den Amerikanern zu, sie sollten ihm ja nichts tun, er hätte ja auch nur seine Pflicht getan. Dann wurde er abgeführt und er tat mir sehr leid.

Einmal ging ich mit meinem kleineren Bruder vom Spielen heim, als am Kanalweg eine Gruppe von Negern entlangkam. Wir hatten in unserem Leben noch nie Schwarze gesehen und hatten große Angst. Wir wussten nicht, was wir tun sollten, und so legten wir uns in die Furchen des kleinen Kartoffelackers am Kanal, der meiner Tante gehörte und warteten, bis die Neger an uns vorbeimarschiert waren. Zuhause angekommen hat uns unsere Mutter geschimpft, weil wir so dreckig waren. "Ihr schaut ja aus wie die Neger!"

Nach Kriegsende, als die Amerikaner wieder aus den Häusern abgezogen waren, kamen am Kanal Scharen von Lanzern entlang gelaufen, die alle so schnell wie möglich nach Hause wollten. Jeden Tag strömten die deutschen Soldaten vorbei, sie waren müde und abgekämpft und immer sehr hungrig. Unsere Nachbarin, die Frau Ziegler, nahm zwei Laibe Brot mit sich, setzte sich unter einen Baum am Kanal, schnitt das Brot auf und verteilte es an die Heimkehrer, obwohl sie selber so wenig hatte. Ich kann dieses Bild auch nicht vergessen. Sie wollte dabei erfahren, ob ihr Mann noch am Leben ist. Er kam nicht mehr zurück.

KANALÄPFEL

Meine Mutter hatte während des Kriegs und auch lange danach mehrere Kanalapfelbäume gepachtet. Man konnte sie für wenig Geld abernten, ich glaube, das kostete damals 3 Mark. Man konnte Apfelmus, Apfelküchle, Apfelkompott, Apfelstrudel und so weiter daraus machen und hatte immer einen Brotaufstrich.

Einmal gingen wir abends am Kanal spazieren. In der Nähe des Bahnhofs stand einer unserer gepachteten Apfelbäume mit reifen Äpfeln. Ein junger Amerikaner sprach uns an, aber wir verstanden ihn nicht. Er malte in den Sand einen Kuchen, das sollte heißen, er hätte gerne einen Apfelkuchen. Wir sollten ihm am nächsten Abend um halb acht Uhr einen Kuchen bringen. Unsere Mutter hat dann einen wunderschönen Apfelkuchen gebacken mit einem Gitter aus Teig darauf. Wir haben den Kuchen abgeliefert und bekamen dafür ein Pfund gesalzene Erdnussbutter. Das war zu der damaligen Zeit etwas sehr Rares und wir haben uns sehr darüber gefreut.

DIE KANALBRÜCKE

Wenn wir von der Schule heimgingen, machten wir öfter eine Mutprobe an der alten Kanalbrücke. Die war recht steil gebaut, und die steinernen Brückengeländer liefen oben spitz zu. Mit Schuhen ging es nicht, über die Mauern zu laufen, aber barfuß hatte man doch mehr Halt, und man schaffte es dann doch mit sehr viel Herzklopfen. Die meisten kamen nur bis zur Mitte und mussten wieder umkehren, die Angst war zu groß. Wer ganz ohne Balancierstange darüber kam, war an diesem Tag der King.

In den letzten Kriegsmonaten war keine Schule. Die Dorfbewohner mussten noch eine Panzersperre am Kanal errichten, um die Feinde aufzuhalten. Aber das funktionierte nicht, die Panzer rollten über die Kanalbrücke hinweg hinunter ins Dorf. Mit ihren Jeeps fuhren die amerikanischen Soldaten alle Straßen und auch die Kanalwege ab. Mein Onkel, der stark schwerhörig war und auch beim Bau der Panzersperre mitgeholfen hatte, grüßte die ersten Amis, die er auf der Kanalbrücke sah, vor lauter Aufregung mit dem damaligen deutschen Gruß. Die aber lachten nur. Am Kanalhafen neben dem Bahnhof war ein großes Verpflegungszelt der Amerikaner aufgebaut. Wir Kinder trieben uns

dort immer herum und versuchten, etwas Gutes zu bekommen, es gab ja nichts. Ich hatte auch einmal das Glück, eine kleine grüne Konservendose mit Käse zu bekommen, da war an einer kleinen Lasche am Deckel ein Dosenschlüssel angebracht. Ich brachte die Büchse sofort nach Hause zu meiner Mutter und wir freuten uns über die willkommene Abwechslung.

DER KANALWEG

Eigentlich müsste es ja Treidelsweg heißen, weil die Treidler ihre Pferde da laufen ließen. Aber für die von der Siedlung war der Treidelsweg weiter oben, näher zum Steinbruch hin. Auf diesem Weg wurden die Steinquader vom alten Steinbruch angefahren und am alten Kanalhafen zugehauen. Dieser Stein hatte unterschiedliche Härte. Aus besonders ausgesuchten Steinen wurden Mühlsteine gehauen, die waren weit und breit bekannt, und im Freilandmuseum von Bad Windsheim kann man welche besichtigen, die heute noch in der dort aufgebauten Unterschlaubacher Mühle eingesetzt sind. Die Pflasterer haben die Härte des "Wendelsteiner Granit" geschätzt.

Am Kanalweg und am Kanalhafen neben dem Bahnhof wurden in überdachten Hütten diese Steine meist zu Pflastersteinen verarbeitet, der Split wurde für den Unterbau von Straßen verwendet. Das war eine mühsame Arbeit, und die Steinklopfer verdienten sehr wenig Geld, abends gingen sie mit zerschundenen Händen und ein paar Pfennigen heim.

Der Kanalweg wurde später, als die Schifffahrt nachließ, wie auch heute noch zu Ausflügen von Spaziergängern und Radwanderern eifrig genutzt. Nach dem Krieg marschierte ein Heer von heimkehrenden Soldaten in beide Richtungen oder das Brennholz wurde aus dem Staatswald auf Leiterwagen heimtransportiert. Holz sammeln durfte man nur dienstags und freitags mit einem Erlaubnisschein vom Förster. Unsere Mutter hat immer im Wald neben dem Kanal gekragelt. Einmal zog sie einen schweren Wagen voll Holz nach Hause, als am anderen Kanalufer der Förster daherkam und fragte: "Kättl, was is denn heit für a Dooch?" Meine Mutter antwortete ungeniert und wahrheitsgemäß "Mittwoch".

VERGANGEN, NICHT VERGESSEN

Kindheitserinnerungen an das
Kriegsende 1945 in Wendelstein

erzählt von
Karoline Gebhardt
Heinz Rückert
Fritz Winter

aufgeschrieben von
Johann Gebhardt
6. Februar 1995

I. VOR KRIEGSENDE

VERGANGEN, NICHT VERGESSEN

Ich habe den Krieg und den Zusammenbruch des Deutschen Reiches als Neunjähriger in Unterschlausersbach im Landkreis Fürth miterlebt. Dort war ein größerer Militärflughafen, der zu Kriegsende auch schwer bombardiert wurde. Unser Dorf selbst ist vor Zerstörung verschont geblieben. Unsere Mutter mit drei Kindern hat sich so recht und schlecht mit Hilfe unseres Großvaters durchgeschlagen, da ja unser Vater im Krieg war. Er ist wieder heil nach Hause gekommen. Als Kind hat man all' diese Geschehnisse mit den vielen Soldaten und den fremden Gefangenen bewusst erlebt. Meine Mutter hat sich immer um diese zerlumpten und stets hungrigen Kriegsgefangenen angenommen und ihnen Brot oder Kleidung zugesteckt, obwohl das streng verboten war. Es war eine bewegte Zeit, immer war was los und meine Erinnerungen würden selbst ein ganzes Buch füllen. Es ist erstaunlich, wie intensiv wir Kinder die Erlebnisse um 1945 in uns aufgenommen haben. Wir waren behütet durch die Mutter und haben vieles wohl mehr als Abenteuer empfunden. Trotz allem hatten wir viel Glück, denn unsere Familien sind heil geblieben. Aber ich will nicht von mir, sondern ich möchte von den Ereignissen in Wendelstein berichten, wie sie meine Frau Lina und ihre Familie Rückert erlebt haben. Besonders ihr zwei Jahre jüngerer Bruder Heinz, der damals kaum sechs Jahre alt war, kann sich noch ziemlich deutlich an viele Einzelheiten erinnern und hat sie uns neulich wieder einmal erzählt, so wie er sie damals erlebt hat. Von ihm stammen die meisten Geschichten. Andere Erinnerungen an den Krieg, die hier

eingestreut sind, stammen von Fritz Winter, der im Altort Wendelstein wohnte und damals neuneinhalb Jahre alt war.

AUF DER SIEDLUNG

Lina erzählt: Unser Haus 'auf' der Siedlung in Wendelstein grenzte direkt an den Reichswald oberhalb des Ludwigskanals. Das war für uns Kinder deshalb so interessant, weil dort in den letzten Kriegstagen die Frontlinie verlief und noch Kämpfe stattfanden, die wir Die Familie Rückert hautnah miterlebten. Hans Rückert, unser Vater, wurde 1939 mitten in der Nacht aus dem Bett geholt und bekam seinen Stellungsbefehl. Er war sechs Jahre lang im Krieg. Unsere Mutter hatte uns fünf Kinder zu versorgen. Es war noch die Großmutter mit im Haus, sie war schon 85 Jahre alt, aber noch rüstig. Meine Schwester Erna war mit 18 Jahren nach ihrer Lehrzeit beim Arbeitsdienst und später im Kriegshilfsdienst beschäftigt. Auch Georg (17) war zum Arbeitsdienst eingezogen, Richard mit 15 war der 'Große' zuhause. Dann kam ich mit 8 Jahren und ich musste meiner Mutter schon sehr zur Hand gehen, und Heinz, noch keine sechs Jahre alt, war der jüngste. Mutters Brüder, Onkel Konrad, Onkel Schorsch und Onkel Martin wohnten auch auf der Siedlung, ihre Schwestern Berta und Kuni, ihr ältester Bruder Hans und unser Großvater wohnten im Altort. Es war eine große Verwandtschaft und wir waren froh, uns gegenseitig unterstützen zu können.

DIE FAMILIE RÜCKERT

Unser Vater war zuerst eine Zeit lang in Frankreich, später kam er an die Ostfront, wo er verwundet wurde und bei Kriegsende im Lazarett lag. Am 3. September 1945, an seinem 42. Geburtstag, wurde er wegen seiner Kriegsverletzung entlassen. In den letzten Kriegswochen hatten wir keine Nachricht von ihm. Ich schlief im unteren Zimmer neben der Küche bei meiner Mutter. Die Großmutter schlief oben in einem kleineren Zimmer mit Richard zusammen. Im anderen Zimmer oben, unserem eigentlichen Wohnzimmer, schliefen meine ältere Schwester Erna, die damals sehr an Rheuma litt. Georgs Bett stand noch darin, und hinter der Tür hatte Heinz seine Bettstatt. Das war damals auch unser Wohnzimmer. Auf dem Buffet stand eine Hitlerbüste aus Gips. Irgend etwas vom Führer musste man ja haben, sonst war man schon verdächtig. Daneben ein Hund aus Porzellan und eine Nachbildung des Eiffelturms, die hatte Vater aus Paris mitgebracht. Im Buffet befand sich eine schon leicht angerostete Blechbüchse mit längst steinhart gewordenen Stücken von Eispulver. Das war von den Kirchweihen übrig geblieben, wo meine Eltern immer Eis verkauften. Daran haben wir als Kinder immer geleckert und haben mit dem Löffel was abgekratzt, es schmeckte ein wenig süß. Das war unsere einzige Nasche.

KANALSCHIFFE

Heinz erinnert sich, wie damals noch Kanalschiffe am Haus vorbeigefahren sind. Auf dem Kanal wurde damals noch Kriegsmaterial transportiert. Man konnte sehen, wenn ein Schiff kam, weil sich das Kanalwasser beim Öffnen der Schleuse bewegte. Wir sagten: Der Kanal "zieht". Manchmal durfte man auch ein Stück mitfahren bis zur nächsten Schleuse oder bis zur Kanalbrücke. Heinz erinnert sich an eine vorbeifahrende Barkasse, auf der Matrosen waren. Einer davon hat Geschirr agbspült. Der Kanal wurde im Laufe des Kriegs an anderer Stelle immer wieder bombardiert und ist ausgelaufen, er war damit für Kriegszwecke unbrauchbar und als

Transportweg zu langsam.

KRIEGSSPIELE

Wir Kinder spielten im Wald und die etwas größeren bauten sich wie die Soldaten einen Unterstand. Sie stützten sie von innen ab, deckten sie mit Baumstämmen, Moos, Dachpappe und Sand so zu, dass man darüber laufen konnte. Von außen waren sie nicht erkennbar. Es gab einen separaten Eingang, der weiter weg war und durch den man sich zwängen musste. Wir haben oft darin Krieg gespielt, wenn uns die Großen nicht verscheuchten. Auch Soldaten haben sich bei Kriegsende darin aufgehalten, denn jedes Schlupfloch war willkommen für die Landser, die im Kampf oder auf dem Rückzug waren.

DAS MOTORRAD

Unser Vater hatte ein Motorrad, eine 500er Ardie mit selbstgemachtem hölzernen Seitenwagen zum Handeln mit Eiern, Butter und Naturalien aller Art. Als er im Krieg eingerückt war, stand die Maschine herum. Richard hat das immer gejackt und so zog er eines Tages das Motorrad aus dem Schuppen und startete die schwere Maschine. Er setzte seine Geschwister auf den Sozius und nahm sie im Seitenwagen mit zu einer Spritztour am Treidelsweg. In den Sandwellen wurde das Motorrad hochgeworfen, und das hat uns Kindern gefallen.

Die Leute haben es dann der Mutter wieder erzählt und sie hat jedesmal geschimpft. Aber sie ist nicht mehr mit ihm fertig geworden. Sein älterer Bruder Georg ist schon früher einmal bei einem Versuch, das Motorrad in die 'Schupfen' zu fahren, durch die hintere Bretterwand wieder herausgekommen. Allerdings war damals sein Vater dabei.

Erna musste nach ihrer Lehrzeit als Versicherungskaufmann in Nürnberg zum Arbeitsdienst nach Coburg. Danach war sie einige Wochen beim Kriegshilfsdienst in Feucht und musste da in der Munitionsfabrik 'Muna' Pulver nach genauer Vorschrift abwiegen. Andere Mädchen nähten es dann in kleine Säckchen ein. Diese Arbeit war nicht ungefährlich. Die Mutter hat ihr manchmal zur Aufbesserung ihrer Ration was zu essen gebracht und Richard sollte sie begleiten, damit sie nicht alleine wäre. Der hat sich gesträubt und hat sich aufgeführt, weil er ihr das Essen nachtragen musste. Damals war es für alle alleinstehenden Mütter eben sehr schwer, mit den halbwüchsigen Kindern fertig zu werden und die Erziehung einigermaßen durchzusetzen. So manches Mal musste unsere Mutter ihren Bruder, den Onkel Martin, um Hilfe bitten. Der Onkel Schorsch war da viel zu gutmütig und sagte höchstens "O Gott, o Gott!".

RUSSENLAGER

Nach Röthenbach in Richtung Sperberslohe sind während des Krieges im Wald versteckt und getarnt große Lagerhallen errichtet worden. Gebaut wurden sie von russischen Kriegsgefangenen, die harte Frondienste leisten mussten. Immer wieder hat die Zivilbevölkerung geholfen, den Hunger zu stillen. Die russischen Gefangenen haben sich durch kunstvoll geschnitzte und bunt bemalte Figuren dafür bedankt. Manchmal haben die Kinder den Russen so einen begehrten Vogel aus Holz oder eine Schatulle aus Aluminium mit eingravierten Verzierungen durch Brot abkaufen

können, ohne dass die Wachposten was sagten. Am Appeles-Buck haben die Russen den Holzsammlern ihren Wagen voll Brennholz schieben helfen und dabei verstohlen ein Stück Brot von den Frauen bekommen. Lina erzählt, wie sie beim Schwarzbeerpflücken ein Stück Brot im Moos versteckt hat und wie am nächsten Tag eine geschnitzte Figur, ein wunderschöner Pfau, an derselben Stelle lag. Den meisten Leuten taten die armen Russen leid.

ZWANGSARBEIT

Unser Großvater väterlicherseits war während des Kriegs im Russenlager Aufseher, und die Gefangenen haben sich immer gefreut, wenn er an der Reihe war, weil er sie nicht so viele Steine auf einmal schleppen ließ. Bei den anderen musste ein Mann acht Steine tragen, er sagte, sie sollten bloß fünf Backsteine nehmen, das genügt; denn sie waren ausgemergelt und halb verhungert, meist junge Leute. Er hätte sich dabei nicht erwischen lassen dürfen. Fritz sah auch, wie die Russen an den Eisweihern an der Röthenbacher Straße bei großer Kälte Eis für die Brauerei schlagen mussten. Sie hatten nur Lumpen an den Füßen, mussten hungern und froren entsetzlich. Viele der Arbeiter sind an Unterernährung gestorben. Sie wurden dann auf dem "Russenfriedhof" begraben, der kurz hinter dem Röthenbacher Bahnhof, rechts vom Gleis in Richtung Feucht, auf einer kleinen Anhöhe lag.

RUSSENFRIEDHOF

Meine Mutter fuhr einmal mit einer Wendelsteinerin mit dem Zug dort vorbei und sie sagte: "Schau mal, schon wieder zwei neue Kreuze auf dem Friedhof!" Die Frau gegenüber sagte voller Haß: "Da können gar nicht genug Kreuze dort sein". "Tu dich ja nicht versündigen", entgegnete meine Mutter. "Wie kannst denn du so was sagen! Jeder dieser Soldaten hat zuhause eine Mutter, die auf ihn wartet. Und unsere Männer und Söhne wollen auch wieder gesund heimkommen." Sie war empört über eine solche Äußerung und hat uns diese Geschichte hinterher öfter erzählt.

LUFTSCHUTZÜBUNG

Als unser Vater einmal in Urlaub zuhause war, hat er sein Fahrrad den Rathausberg hinaufgeschoben. Er hatte eine schwere Tasche dabei, denn unsere Familie hat mit Eier, Butter und anderen Naturalien gehandelt. Vor dem Rathaus fand gerade eine Luftschutzübung für die Schulkinder statt. Der Kommandant schrie gerade: "Achtung! Fliegeralarm! Volle Deckung!" Unser Vater in Uniform meinte, er sei als Soldat davon nicht betroffen und ging einfach weiter. "Das gilt auch für Sie, und wenn Sie sich nicht hinlegen, mache ich Meldung", führte er sich auf. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sein Fahrrad hinzuschmeißen und sich hinzulegen. Aber er, der sechs Jahre im Krieg war, hat diese Willkür nicht vergessen.

BERECHTIGUNGSSCHEIN

Zum Befahren der Kanalwege brauchte man damals eine besondere Berechtigung. Zur Überwachung solcher Vorschriften gab es dafür bereitgestellte Aufpasser. Die Schötzin kümmerte sich nicht besonders um dieses Verbot und fuhr mit ihrem Fahrrad den Kanalweg entlang. Die Kinder sammelten gerade am Kanalgraben Gras für ihre Stallhasen.

Da hörten sie, wie der Hilfspolizist Heidenberger aus seinem Garten herausschrie: "Frau Schötz, wissen Sie nicht, dass man ohne einen Kanalberechtigungsschein hier nicht fahren darf?" In Wendelstein waren die meisten Leute per 'Du' und so kam die Antwort von der Schötzin zurück "Heidenberger, leck mi am Arsch", und sie fuhr unbekümmert weiter.

NAZIWILLKÜR

In dieser schlimmen Zeit wurde jeder, der nicht linientreu war, als Schädling des Volkes angesehen und er hatte Glück, wenn er nicht in ein Konzentrationslager kam. Onkel Konrad und Onkel Martin wurden auch einmal in einer Wirtschaft zusammengeschlagen, weil sie ihre Meinung vertreten hatten. Es wurden von den Nazis keinerlei andersartige Ansichten zugelassen. Wer sich gegen das Regime äußerte, konnte ins Konzentrationslager gebracht werden. Fahnenflüchtige wurden sofort erschossen.

FEUERWEHRMÄDCHEN

Während des Kriegs gab es auch keine Feuerwehrmannschaft wie jetzt, die Feuerwehrleute bestand aus einer Gruppe junger Mädchen, die in Uniform und mit Stahlhelm auch exerzieren mussten, und der Feuerwehrkommandant war der alte Engelhardt. "Antreten! Richt' euch! Die Augen links!", hat er kommandiert. Die Buben, die zuschauten, feixten und grinsten übers ganze Gesicht, bis die Feuerwehrmädchen auch anfangen zu lachen. Zum Glück mussten sie nie eingesetzt werden.

LUFTSCHUTZ

Da unser Onkel Martin schon älter war, musste er nicht mehr einrücken. Er wurde wie andere Männer, die zuhause waren, zum Zivildienst mit verschiedenen Aufgaben herangezogen, wie zum Luftschutz. Als Luftschutzwart hatte er eine Armbinde um und musste sich um strikte Befolgung der Verdunkelung der Fenster und um vieles andere kümmern.

So mussten die Luftschutzkeller bestimmten Vorschriften genügen. Vor den Fenstern war eine splittersichere Mauer aufgeführt und es mussten Pickel, Schaufeln, Löschsand und Feuerpatschen vorhanden sein. Zwischen zwei nebeneinander liegenden Kellern musste eine dünne Wand eingezogen sein, damit man sie im Notfall durchbrechen konnte. Die Kellerdecken waren mit Balken abgestützt und viele weitere Maßnahmen waren notwendig. Jeder Lichtschein musste bei Dunkelheit vermieden werden. Zu diesem Zweck wurden die Fenster abends mit schwarzem Papier verdunkelt, und wehe, wenn da einer leichtsinnig war.

FLIEGERALARM

Bei Fliegeralarm wurden wir Kinder aus den Betten geholt. Schlaftrunken wie wir waren, wurden wir von Tante Gretel oder Onkel Schorsch angezogen, die neben uns wohnten und stets als erste bei uns waren. Wir mussten in den Keller zu unseren Nachbarn Ziegler, weil dort die Luftschutzräume

besser ausgebaut waren. Der Zieglers Hansl, vielleicht 8 Jahre alt, hatte seinen Platz auf einer Bank neben der Mauer, die zum anderen Luftschutzkeller führte. Dort saß er immer, den viel zu großen Stahlhelm auf dem Kopf und den Pickel zwischen den Beinen. Er wollte damit im Notfall die Mauer durchschlagen. Wir Kinder berieten auch, was wir unternehmen würden, wenn tatsächlich eine Bombe einschlagen sollte. Zuerst wollten wir die Großmutter durch das doch recht enge Fenster schieben, weil sie es nie alleine schaffen würde, denn sie war ganz schön dick.

BOMBENNÄCHTE

Wenn die Sirenen heulten, mussten alle in den Luftschutzkeller. Das wurde im Radio frühzeitig angekündigt. Besonders der Sprecher 'Baldrian' war dazu gut geeignet, weil er es verstand, die Bevölkerung mit seiner monotonen Stimme zu beruhigen. Bei Bombenalarm durfte der Brandwart nicht in den Luftschutzraum, bei direktem Angriff musste er als letzter in den Keller. Aber unsere Großmutter machte da oft nicht mit, sie hat sich lieber auf ihre Gebete verlassen. Zuerst hörte man die Aufklärungsflugzeuge, die ziemlich hoch flogen. Dann wurden die sogenannten Christbäume abgeworfen. Das sind Leuchtbomben, die an Fallschirmen herabschwebten und das Zielgebiet taghell erleuchteten. Dann fielen die Bomben über Nürnberg und richteten ihre Zertsörung an. Wir sahen nach der Entwarnung der Sirenen den hellen Schein des Feuers über der brennenden Stadt. Der Feuerschein hat sich an den Wolken gespiegelt und es war so hell, dass man Zeitung lesen konnte. Für uns Kinder war es abenteuerlich, für die Erwachsenen schauerlich.

Besonders schlimm war es am 2. Januar 1945. Tagelang danach schwebten verbrannte Zeitungsblätter vom Himmel. Man konnte die Schrift noch erkennen und wir Kinder fingen sie in der Luft auf oder zerschlugen sie, noch schwebend, mit einem Stock.

Wendelstein wurde von den Bomben weitgehendst verschont. Bei Fliegeralarm drückte sich mein Bruder Richard gern davor, in den Keller zu gehen, und spielte lieber Luftschutzwart, obwohl der Onkel Martin gesagt hat "Jetzt werfen's scho Christbaum, schaut, dass ihr in den Keller kommt". Heinz war auch noch draußen und sah, wie die Scheinwerfer den einen oder anderen Bomber mit ihren Lichtkegeln erfassten und nicht mehr losließen. Die Flak feuerte wie wild. Man konnte auch sehen, wie die Besatzung eines brennenden Bombers mit dem Fallschirm absprang. Onkel Martin und Richard jagten Heinz in den Keller zurück, und wie er halb auf der Treppe war, explodierte im Bereich des jetzigen Waldfriedhofs eine Luftmine. Es gab einen gewaltigen Knall. Der Luftdruck hat an allen umliegenden Häusern Schäden angerichtet, und in unserem Haus flogen die Backsteine zum Kamin herunter. Heinz und Richard wurden die Treppe herabgefegt und landeten im Luftschutzkeller.

LUFTMINEN

Bei Habele auf der Siedlung wurde einige Tage vorher das Dach ihres Hauses gedeckt, aber sie waren noch nicht ganz fertig damit, als am hellichten Tag eine weitere Luftmine nebendran einschlug und durch den gewaltigen Luftdruck das ganze Dach wieder abdeckte. Damals waren kaum noch Ziegel aufzutreiben. Eine Luftmine schlug hinter den Bahnhof ein und zerstörte einen Holzschuppen, eine weitere fiel auf die Großbauernwiese, Richtung Zubringer. Einige verirrte

Bomben, die wahrscheinlich dem Rangierbahnhof galten, sind am Steinberg gefallen und haben im Sand flache, im steinigen oder lehmigen Boden aber sehr tiefe Krater hinterlassen. Aus den Löchern holten sich die Kinder den Lehm zum Modellieren, die anderen Leute brauchten ihn zum Verschmieren der Öfen. In den Schwarzachwiesen wurden auch Bomben abgeworfen, wahrscheinlich haben die Bomber sich auf dem Rückflug erleichtert. Nach einem Fliegerangriff haben die Buben am Wasserhäuschen nach Splittern der Flakgeschosse gesucht, denn es gab in der Umgebung mehrere Flakstellungen: In Raubersried, am Kohlschlag, auf der Siedlung u.a. Auch Bündel von Stanniolstreifen wurden abgeworfen; sie sollten das Radar stören, das damals erfunden wurde. Ab und zu fanden sie auch Flugblätter, die man aber eigentlich abliefern musste. Auf einem stand: "Muna im Wald, wir finden dich bald." Blindgänger, soweit sie gefunden werden konnten, wurden von Einheiten deutscher Soldaten ausgegraben, auf LKWs verladen und abtransportiert. Das waren Sprengbomben und Brandbomben, die oft mit heimtückischen Zündern versehen waren. Im Waldboden steckten jede Menge Brandbomben.

SCHWARZHÖRER

Am Wendelsteiner Bahnhof ist heute noch der schwarze Mann an einer Hauswand sichtbar mit der Aufschrift "Feind hört mit". Man hatte Angst vor Sabotage und Spionage, das war mit Todesstrafe belegt. Auch das Schwarzhören war streng verboten. Wir hatten zuhause in der Küche einen Volksempfänger auf einem kleinem Sims an der Wand. Mutter war etwas schwerhörig und hat sich da auf die Kommode gesetzt und ganz nahe am Lautsprecher gelauscht. Sie hat nämlich etwas ganz Verbotenes gemacht, wobei sie sich niemals hätte erwischen lassen dürfen: Sie hat den Feindsender Radio London gehört. Der hatte ein durchdringendes Pausezeichen mit einer Trommel: Bom bom bom bommm. Hier spricht Radio London... Dann folgten die neuesten Meldungen über den Stand der Fronten. Es war bei Androhung der Todesstrafe verboten, feindliche Radiostationen, sogenannte Schwarzsender, abzuhören. Aber viele haben das getan. Irgendwie haben wir Kinder das auch mitbekommen. Unsere Mutter tuschelte mit Onkel Martin:" Heute Nacht hab' ich wieder gehorcht. Die Amerikaner stehen jetzt bereits in Mainz."

FRANZOSEN

Die französischen Kriegsgefangenen wurden anscheinend etwas freizügiger behandelt als andere. Diese Leute wurden zu allerhand Arbeiten herangezogen, auch in der Landwirtschaft mussten sie mithelfen, waren tagsüber frei und wurden abends in Lagern zusammengefasst und bewacht. Ihre Anwesenheit ist bei manchen Frauen auch nicht immer ohne Folgen geblieben, es gab einige Franzosenkinder. Es war noch vor Kriegsende, da kamen mit einem Panzerspähwagen am Bahnhof eine Menge gefangener Franzosen an, die am Kanal ausschwärmten und etwas suchten. Nach einiger Zeit hat ein deutscher Offizier, der sie beaufsichtigte, uns Kinder gefragt, ob wir wüssten, wo es Schnecken gibt. "Ja, im Erlenwäldchen neben dem Kanal gibt es welche". Dort war es immer feucht, und da holten sich unsere Hühner auch welche, denn wir wohnten ja direkt neben dem Wald. Wir Kinder durften auch auf dem Panzerspähwagen mitfahren und wir halfen ihnen sammeln und hatten schließlich einen halben Eimer voll Schnecken. "Allmächt, das essen die...",sagten wir untereinander. Bei den Franzosen, die hier zwangsweise arbeiten mussten, war das eine Delikatesse. Dabei fällt mir ein beliebtes Spiel bei uns Kindern ein, Schnecken zu beobachten und dazu zu singen: "Schneck Schneck streck dei vier Hörner raus, sunst schlocherdi ins Totenhaus."

Fritz erinnert sich, wie ein Lastwagen voller französischer Gefangener in einer Scheune an der Querstraße übernachtet haben. Offenbar waren sie auf der Durchreise. Sogar Schokolade hatten sie zu essen, die sie durch Pakete von zuhause geschickt bekommen hatten. So etwas kannten die Kinder hier nicht.

JAGDBOMBER

Im Herbst 1944 gab es häufig Angriffe der englischen Jagdbomber, der Jabos, einmotorige Kampfmaschinen vom Typ 'Spitfire' oder 'Hurrikane', die inzwischen allen bekannt und von allen gefürchtet waren. Die terrorisierten auch die Zivilbevölkerung und haben die Bauern auf dem Feld verfolgt und auf alles geschossen, was sich bewegte. Sie haben auf einem Acker Kartoffelsäcke, die in einer Reihe standen, durch ihre Bordkanonen zersiebt. Es soll auch Tote gegeben haben, eine Frau mit Namen Vitzethum ist hierbei in Leerstetten ums Leben gekommen.

An so einem Tag spielten wir Kinder am Kanalweg, der Heinz, die Lina, der Zieglers Hansl, der Meiers Fredl, der Scheu Helmut mit seinem Dreirad, das er nie aus der Hand gab, die Zieglers Pauline, der Helmreichs Alfred und noch andere. Plötzlich kam wie aus heiterem Himmel so eine Maschine direkt auf uns zu, sie hat sich regelrecht herabfallen lassen und wir sahen die rote Schnauze. Lina behauptet, der Pilot habe ins Wasser geschossen. Sie kann sich erinnern, wie das Wasser im Kanal aufgespritzt ist. Vielleicht war es auch der gewaltige Luftzug durch den fürchterlich aufheulenden Motor. Dieses schreckliche Erlebnis bleibt lebenslang im Gedächtnis haften. Der Meiers Fredl, 5 Jahre alt, hat sich in ein Sandloch geschmissen, die anderen sind über den Graben hinter den Holzschuppen gerannt. Sogar der Helmut hat sein Dreirädchen verlassen, das allein am Kanalweg stand. In Röthenbach am Appelles-Buck soll der Flieger vorher einen LKW angegriffen und dem Fahrer beide Beine abgeschossen haben.

II. DER ZUSAMMENBRUCH

PANZERSPERREN

Richard musste noch in den letzten Kriegstagen nach Schwabach zur Musterung. Sie wurden aber bald wieder nachhause geschickt, denn damals waren die Alliierten schon in Erlangen. Einige Unverbesserliche haben noch schnell auf der Kanalbrücke große Panzersperren errichtet, obwohl die Amerikaner schon kurz vor Nürnberg standen. Die Sperren bestanden aus Baumstämmen, die gebündelt eng nebeneinander lagen, auch Eisenbahnschwellen wurden hochgestellt in den Boden eingegraben. Gerade ein Handwagen passte noch an der Seite durch.

LETZTE KÄMPFE

Noch bevor Wendelstein eingenommen wurde, hörte man, dass in Allersberg, das sich nicht ergeben hatte, noch heftig gekämpft wurde. Freystadt und Neumarkt wurden unter großen Opfern verbissen von der SS verteidigt. Das waren lauter junge Soldaten, fast Kinder, und es gab viele Gefallene.

Kindersoldaten, 14 Jahre alt. Gefangen genommen von den Amerikanern in Gießen

Der "Soldat" links auf dem Bild ist Hans Müller aus Wendelstein. Nach "Stern Nr. 18, 1995". Aus einem amerikanischen Militärmagazin.



PLÜNDERUNGEN

Ein paar Tage vor Kriegsende wurde die Turnhalle in Wendelstein von der Bevölkerung geplündert, die voller Verbandsmaterial war. Die Russen hatten keine Angst mehr und plünderten als erste die Lager. Unser Richard hat auch einen Handwagen voll aufgeladen und ist an den Leuten, die die Panzersperren aufbauten, vorbeigefahren. "Wo hast du das her? Dich zeige ich an", schrie ihn einer an, obwohl die Amerikaner im Anrücken waren. Richard hatte sich einige Rotkreuzkisten ergattert, in der Unmengen von Verbandszeug wie Scheren, Mullbinden, Salben, Pflaster und mehr dergleichen war. Vieles davon hatten wir Kinder noch nie gesehen und kannten deren Verwendung nicht. Eine Menge Brandbinden war dabei, auf denen eine rotbraune Salbe aufgetragen war. Die hatten wir nach 20 Jahren noch, und alle Brandwunden wurden damit geheilt.

Auch die Lager der WHG wurden von den Russen geplündert, ebenso die Waggons auf dem Rangierbahnhof und die Lager vom 'Teufelsbackofen' bei Langwasser.

DER EINMARSCH

Als die Amerikaner dann oben vom Wasserhäuschen die Nürnberger Straße herunterkamen, hatte mein Onkel Martin gerade Brandwache und die Leute waren alle im Luftschuttkeller. Ein einmotoriger Aufklärer kreiste dauernd über Wendelstein. Onkel Martin sagte: "Da ist irgend was anders als sonst!" Von der Straße her war der Lärm der Jeeps und das Marschieren der Soldaten zu hören. Langsam wagten wir uns vom Luftschuttkeller heraus und konnten auf die Straße vorschauen. Da sahen wir sie. Auf ihren Fahrzeugen waren MG-Schützen postiert, meist Neger. Und das waren die ersten Schwarzen, die wir in unserem Leben sahen, und wir hatten solche Angst davor; denn wir hatten vorher durch die Kriegspropaganda gehört, dass sie den Leuten den Bauch aufschlitzten. Hinterher marschierten Kolonnen von Amerikanern. Wendelstein hatte sich kampfflos ergeben. Der Herr Löhlein ging ihnen mit der weißen Fahne entgegen. Den haben die Amis dann später als Bürgermeister eingesetzt.

DORFGESCHEHEN

Vom Dorf hat mir der Fritz erzählt, dass der Taugerbeck einen Volksempfänger im Luftschuttkeller

dabei hatte. Vorher hörte man immer wieder die Durchhalteparolen, aber an dem Tag, als die Amerikaner einmarschierten, hat sich der Rundfunksprecher um 11 Uhr offiziell verabschiedet und der Bevölkerung alles Gute gewünscht - Funkstille. Bald danach rückten auch schon die Truppen ein. Das alte Rathaus wurde besetzt. Zu jedem Fenster schauten bewaffnete Amerikaner heraus und die weiße Fahne hing herab. Einige applaudierten, und als ein deutscher Landser dazukam, sagte er: "Schämt euch!", andere schauten betroffen dem Ganzen zu. Erst nachmittags gegen 2 Uhr kamen dann Panzer von der Röthenbacher Straße her. Wendelstein wurde noch vor Nürnberg eingenommen. In der jetzigen Veilchenstraße stand eine Kanone der Amerikaner, womit Nürnberg beschossen wurde. In der Wirtschaft Bauer wurde von den Amerikanern ein Lazarett für ihre verwundeten Soldaten eingerichtet, die beim Kampf um Nürnberg verletzt wurden. Die SS hatte sich in den Wäldern zwischen Wendelstein und Nürnberg verschanzt.

DIE EINQUARTIERUNG

Dann wurde Quartier gemacht. Alle passenden Räume wurden beschlagnahmt und die Familien mussten noch enger zusammenrücken. Onkel Schorsch, der damals nicht eingezogen war, grüßte die Amerikaner vor lauter Aufregung mit dem Hitlergruß und erntete dabei das Gelächter der Soldaten. Meine Mutter zerschlug im Keller Hitlers Gipsfigur mit einem Hammer, ein Hitlerbild hatten wir nicht. Irgendwas vom Führer musste in jedem Haushalt sein, sonst wurde man sofort verdächtigt, und das war lebensgefährlich. Unser Bruder Georg wurde gegen Kriegsende zum RAD, zum Reichs-Arbeitsdienst, eingezogen und war deshalb nicht zuhause. Keiner wusste so recht, wo die Angehörigen waren. An Überbleibseln aus seiner erzwungenen Mitgliedschaft bei der Hitlerjugend waren da noch ein H.-J.- Hemd und ein Dolch. Die steckte die Mutter beim Einmarsch der Amerikaner noch schnell in den Kanonenofen im ersten Stock. Ausgerechnet dieses obere Zimmer wurde belegt, wo im Ofen die Sachen versteckt waren. In einer freien Minute hat unsere Mutter dann diese verräterischen Dinge herausgeholt und in den Abort geworfen. Heinz hat das sehr leid getan. Später hat er mit der Mutter geschimpft, weil sie so wertvolle Handelsware weggeworfen hat, denn die Amis waren sehr scharf auf derartige Souvenirs.

FRONTSOLDATEN

Unter den Frontsoldaten der Besatzungsmacht waren oft auch Angehörige anderer Nationen. Als die Offiziere die Häuser besetzten, sprach den Zieglers Heiner einer der Soldaten an: "Gib mir doch amol an Kamm, damit i mi kemma kann". Der Heiner war so verblüfft, und gleichzeitig beruhigt, nürnbergischer Dialekt zu hören. Das war ein Russe, der einige Jahre bei Neumeyer, einem Rüstungsbetrieb in Nürnberg, arbeiten musste. Heinz und andere Kinder standen staunend herum. Dann sagte er auch: "Ihr habt wohl Angst? Zu dena kennt er aa leckmiamorsch und alles song, die verstenna nix." Damit war für uns Kinder der Krieg zu Ende.

FRONTKÄMPFE

Die Amerikaner haben in unserem Haus das oben liegende größere Zimmer belegt. Sie schliefen in den beiden Betten und am Fußboden, mit voller Montour und in Stiefeln, denn sie mussten immer alarmbereit sein. Hinter unserem Haus verlief die Frontlinie, im Wald hatten sich noch deutsche Soldaten verschanzt. Die Gefechte haben sich über mehrere Tage hingezogen. Mitten in der Nacht

haben die Amerikaner beim geringsten Anlass die Fenster in Großmutter's Schlafzimmer aufgerissen und in den Wald geschossen. Unsere Großmutter ist in ihrem Bett gelegen und hat laut gebetet und Bibelsprüche hergesagt. Einmal hat es im Wald gebrannt, aber gelöscht haben die Amerikaner nicht. Das haben die Männer tun müssen, die zuhause waren. Die ersten Tage durften die Dorfbewohner nicht in den Häusern schlafen, sondern mussten im Keller bleiben. In der zweiten Nacht kam ein betrunkenener Amerikaner mit einer Pistole in den Keller und suchte nach einem deutschen Soldaten. Er leuchtete allen mit einer Taschenlampe ins Gesicht. Die Kinder wurden wach und fingen zu schreien an. Aber es war kein deutscher Soldat hier, und meine Mutter versuchte, ihn zu beruhigen. Die Frauen waren sehr mutig in dieser schlimmen Zeit.

HEINZ IM SCHÜTZENGRABEN

Heinz, damals noch keine sechs Jahre alt, erzählt weiter: "In unserem Haus wohnte auch ein junger Soldat, der schickte mich immer, um etwas zu holen. Er sprach gut deutsch, und ich bin ihm immer hinterher gelaufen. Einmal hat er wieder seinen Dienst angetreten, ich ging mit ihm und er hat mich heimgeschickt, aber ich ließ mich nicht abschütteln.

Am Waldrand, neben der Schupfen vom Kreusel, stand ein Maschinengewehr und ich war mit dem Soldaten gerade im Loch der MG-Stellung. Dann begann es vom Wald her zu schießen. Der Amerikaner packte mich am Kragen und drückte mich tief hinunter in den Sand. Ich sah deutlich, wie der Patronengurt aus einer Kiste in das MG ratterte und hörte das Knallen der Geschoße. Dann haben sie einen jungen deutschen Soldaten gefangen genommen. Sie haben ihn mit erhobenen Händen hergeführt und sein Gewehr an einem Stein zerschlagen. Alles, was er hatte, wurde ihm abgenommen. Ein paar Bombom haben sie weggeworfen und wir Kinder nahmen sie uns sofort. Ein Stück Komissbrot haben sie unseren Hühnern hingeschmissen. Meine Mutter kam dazu und fragte, woher er wäre. 'Vom Altmühltal', kann ich mich noch erinnern. Dann durfte er nicht mehr sprechen. Mutter sagte zu den Amerikanern, sie sollten ihm ja nichts tun, er hätte ja auch nur seine Pflicht getan."

DER DECKENSCHUSS

Einer der Soldaten, der bei unseren Nachbarn Ziegler einquartiert war, war Halbindianer. Den haben wir Kinder angehimmelt, weil er typische Indianerzüge hatte. Einmal kam er von draußen vonder Wache, setzte sich auf das schwarze Ledersofa und stellte sein Gewehr auf den Fußboden. Dabei hat sich ein Schuss gelöst, der durch die Decke ging. Er hatte vergessen, vorher sein Gewehr zu sichern. Die Zieglerin hat im oberen Stockwerk gerade die Betten gemacht und kam käsweiß vor Schock die Treppe herunter.

TANTE GRETEL

In der Küche von Onkel Schorsch haben die Soldaten Pommes frites gebraten. Danach haben sie das Fett in den Ausguss geschüttet, die Tante Gretel hat die Hände über dem Kopf zusammen geschlagen, denn sie hatten wenig zu essen. Sie hatten nur zwei Kaninchen im Stall, und die waren genau so mager wie unser Onkel Schorsch.

III. DIE BESATZUNGSZEIT

SPERRSTUNDE

Nach dem Einmarsch der Amerikaner war ab sechs Uhr abends Sperrstunde, da durfte sich niemand mehr auf der Straße blicken lassen. Stromsperren gab es oft, weil so viel zerstört war. Die einzige Informationsquelle in dieser Zeit war unser Volksempfänger, aus dem jetzt keine Durchhalteparolen mehr kamen, sondern amerikanische Tanzmusik. Heinz erinnert sich auch noch an eine ständig ausgestrahlte Nachricht, die ein Sprecher mit monotoner Stimme ununterbrochen herunterleierte: "...Deutsche Landser ergebt euch, der Krieg ist seit 8. Mai zu Ende... Deutsche Landser ergebt euch, der Krieg ist seit 8. Mai zu Ende... Erst im August las man in einem von den Amerikanern herausgegebenen Blättchen von der Atombombe, die auf Hiroshima fiel, womit dann der schreckliche Krieg endgültig aus war. In so einer Zeitung der Militärregierung war auch ein Bild vom Müllers Hans, der als blutjunger Soldat abgebildet war, und was aussagen sollte: Schaut her, solche Kinder hat Deutschland in den Krieg geschickt.

Fritz erinnert sich an folgende Begebenheit: Kurz nach dem Einmarsch standen oben am Rathausberg gegenüber dem Gasthaus Weigler einmal ein paar Männer herum und unterhielten sich. Sie ahnten nicht, dass einer der Amerikaner, die in der Nähe waren, ihre Unterhaltung verstanden hat, denn sie schimpften gewaltig über die Amis. Einer davon war der Prottegeier, den sie an Ort und Stelle verhafteten und sofort mitnahmen. Sie sagten, jetzt würden sie ihn erschießen. Bis zur Schwabacher Straße schleppten sie ihn hinunter, und nach einigem Hin und Her ließen sie ihn aber wieder frei. Sie wollten nur ihre Macht demonstrieren und ein Exempel statuieren. Ich möchte nicht wissen, was für Ängste der arme Mann ausgestanden hat.

DIE RUSSEN

Weiterhin hat mir Fritz erzählt, dass kurz nach dem Einmarsch im Haus vom Enßers Toms auf dem Dachboden Russen wohnten. Dort oben haben sie Hühner geschlachtet und gebraten. Sie wollten auch Alkohol und haben sich am Spiritus vergriffen. Hierbei sind am giftigen Methylalkohol zwei Russen gestorben, die hinter dem Invalidenheim beerdigt wurden. Lange waren die umzäunten Gräber dort zu sehen. Zwei andere Russen wollten mit Gewalt ins Rathaus eindringen, um Lebensmittelmarken zu ergattern. Der Polizist Betz, nur mit einem Gummiknüppel bewaffnet, wurde ihrer nicht mehr Herr und rief Amerikaner zur Hilfe. Die haben einen der Eindringlinge ins Bein geschossen. Der andere Russe trug seinen blutenden Kameraden dann weg in die Schulstraße und setzte ihn beim Engelgardts-Roland auf dem Sandkasten ab. Die Frau vom Lehrer Kleiß kam herunter, schnitt das Hosenbein auf und legte einen Verband an. Später haben andere Russen dem Polizisten seinen Gummiknüppel abgenommen, haben ihn verbogen und dann in den Gully geworfen.

VERLASSENE STELLUNGEN

In den Unterständen, die sich die Kinder gebaut hatten, lagen später Wehrmachtsmäntel, Gewehre mit Munition und abgerissene Achselklappen herum. Auch ein verlassenes MG stand noch mit

Patronengurt auf einem Sandhügel. In den Wäldern zwischen Nürnberg und Wendelstein lag lange Zeit die SS, die Amerikaner hatten sie gefürchtet. Die Amis haben die Männer, die noch in Wendelstein waren, in die Wälder geschickt, um Tote zu suchen und zu begraben. An der Sorger Kanalbrücke in einem Birkenwäldchen war ein Soldatengrab mit einem Kreuz aus Birkenstämmen, auf dem ein Stahlhelm hing; er hatte ein Loch.

REISMATEISMUS

Erna litt damals sehr an akutem Gelenkrheumatismus und lag auf dem Sofa. Einer der amerikanischen Besatzungssoldaten gab sich als Mediziner aus. Er fragte, was sie hätte, und wir antworteten "Rheumatismus". Er konnte es nicht richtig aussprechen und sagte "Reismateismus", was uns stets zum Lachen reizte. Seitdem war er der Mister Reismateismus. Er kam jeden Tag und hat sich nach ihrem Befinden erkundigt, manchmal brachte er ihr auch was mit. Oft legte er eine Tafel Schokolade auf ihr Bett. Er behauptete, da er ein wenig deutsch sprach, er könne sie mit Nadeln heilen, die er dann verlangte und sie in ihren Arm bohrte. Offenbar hat er damals schon etwas von Akupunktur gewusst. Aber er hat ihr dabei doch etwas weh getan, denn er war an diesem Tag leicht alkoholisiert. Am nächsten Tag hat er sich dann bei ihr entschuldigt.

ESSENSZELT

Wir Kinder haben uns überall herumgetrieben, wo was los war. Es war ja keine Schule von Februar bis September. Beim Eckstein auf der Siedlung war kurz nach dem Einmarsch ein Essensausgabezelt. Dort haben wir Kinder uns mit angestellt und Essen gefasst. Wenn uns keiner der Soldaten einlud, gab es nichts. Mit der Zeit lernten wir, uns einen geeigneten anzulachen, der auf seine Mahlzeit verzichtete und uns dann sein Essen gab. Das wurde in einem Geschirr mit abgeteilten Fächern ausgegeben. Besonders die Neger waren spendabel und haben uns Kinder mitkommen lassen. Wir setzten uns unter die Soldaten und verspeisten unsere Mahlzeit mit großem Appetit, denn dieses Essen war für uns doch was völlig anderes, weil es zuhause immer das selbe einfache Mahl gab. Die Soldaten freuten sich, wenn es uns Kindern schmeckte.

Am alten Bahnhof war später auch ein Verpflegungszelt aufgebaut, in dem gekocht wurde. Daneben in einem anderen Zelt wurde gegessen. Die Mannschaft und die Offiziere saßen getrennt. Man konnte den Köchen zuschauen, wenn sie die Seitenwände hochschlugen; denn es war sehr warm. Die Köche mussten die Speisen auftragen. Was nicht gegessen wurde, haben sie dann in ein Loch neben den Gleisen geschüttet. Da waren zum Teil noch ganze Kuchen und Obstkuchen dabei, die übrig blieben. Danach wurde alles mit Sand zugedeckt. Wenn dann die Soldaten weg waren, haben die größeren Kinder die Kuchen ausgegraben, abgekratzt und an Ort und Stelle verzehrt. Brauchbare Stücke von Fleisch und Obst wurden im Kanal abgewaschen. Auch die Feigen waren eine Besonderheit, denn so etwas kannten wir nicht.

DAS NEGERLAGER

Zwischen Röthenbach und Sperberslohe befand sich an der Allersberger Straße ein Militärlager, das mit vielen Schwarzen belegt war und von uns Negerlager genannt wurde. Das wurde während des Kriegs von russischen Kriegsgefangenen gebaut. Dort gab es für uns Kinder manches gute Essen,

besonders der Kakao war heiß begehrt. In Scharen gingen wir Kinder von der Siedlung den langen Weg dorthin. Von den Mädchen hatte jede 'ihren' Neger. Mit ihnen mussten wir uns zum Essen-Fassen anstellen, denn ohne einen Soldaten bekamen wir Kinder nichts. Wir waren sogar mit ihnen in den Baracken gegessen. Dort sahen wir auch ältere Mädchen, die wir Negerliebchen nannten. Die haben mit den Soldaten getanzt, haben mit Orangen gespielt, die sie in die Luft warfen und wieder auffingen. Das waren die ersten Orangen, die wir sahen, und wir Kinder schauten zu und warteten, bis wir auch was bekamen. Ab und zu zog einer an den Zöpfen der kleineren Mädchen. Oft machten sich die Soldaten einen Spass daraus und gossen Kakao über die Nudeln. 'Mein' Neger gab mir eine mit Schokolade überzogene Marzipanstange zum Essen, aber vorher hat er sie angebissen. "Du essen", sagte er. Ich rannte damit hinaus, biss das angebissene Ende ab und spuckte es aus. Alle schauten zum Fenster heraus, sahen mir zu und lachten laut über mein Verhalten. Manche Mädchen bekamen eine Tafel Schokolade, wenn sie einen Neger küssten. Nur wenige konnten sich überwinden, sie küssten den Spender ganz schnell auf die Backe, nahmen die Tafel Schokolade und rannten weg. Öfter wurden wir dann wieder von weißen Offizieren verjagt, aber wir kamen immer wieder. Unsere Mutter gab uns sogar eine Milchkanne mit, damit wir auch was mit heim brächten, denn der Kakao schmeckte immer so gut. Als ich einmal damit heimkam, waren gerade Besucher da. Schnell hat die Mutter die Milchkanne versteckt, und als sie weg waren, waren wir doch enttäuscht. Alle hatten sich auf den Kakao gefreut, aber es war nur gedämpftes Weißkraut darinnen.

DIE HEIMKEHRER

Gleich nach der Kapitulation zogen am Kanalweg täglich Tausende Landser in beiden Richtungen pausenlos entlang. Jeder versuchte, seine Heimat zu erreichen. Andere fragten nach ihren Angehörigen, wie die Frau Ziegler, die unter einer Eiche saß und Brot an die hungrigen Soldaten austeilte. Ihr Mann, von dem sie Nachricht erhoffte, kam aber nicht mehr zurück. Am Kanalweg fuhren die Amis mit ihren Jeeps entlang und kontrollierten den Zug der Landser. Alle ihre Waffen hatten sie bereits in den Kanal geworfen.

KAHNFAHRT

Nach dem Krieg haben wir Kinder uns mit Benzinkanistern und einigen Brettern ein Floß gebaut, womit wir auf dem Kanal herumgefahren sind. Wir waren recht stolz darauf, und als wir eines Tages am Sicherheitstor herumpaddelten, kamen zwei amerikanische Wachposten den Kanal entlang. Sie wollten sich den langen Weg über die Kanalbrücke sparen und von uns übergesetzt werden. Zuerst zögerten wir noch, weil das Gefährt sehr wackelig war, für uns Kinder hat es aber gereicht. Ich und der Hansel fuhren ans andere Ufer, wir stiegen aus, und einer der Soldaten begab sich aufs Floß, ohne sich hinzusetzen. Als der zweite einsteigen wollte, wehrten wir Kinder ab, aber er verstand uns nicht. Das Floß kippte um und beide lagen im Wasser. Sie hatten ihre Waffen dabei, eine Maschinenpistole und Handgranaten umhängen. Unsere Mutter hörte das Gepatsche und das Geschrei in der Küche und rannte gleich heraus, weil sie dachte, wir wären am Ertrinken. Ich sehe heute noch, wie die beiden tropften. Aber sie nahmen es von der lustigen Seite und wir haben sogar noch eine Tafel Schokolade bekommen. Bald darauf hingen ihre Uniformen bei der Rössnerin, wo sie einquartiert waren, über dem Gartenzaun zum Trocknen.

Im Kanalhafen in Wendelstein sahen wir ein kleines weißes Kanu der Amis, das uns immer sehr ins

Auge stach.

Der Zieglers Heiner und der Gummi Schorsch, die schon älter waren, sind trotz der Sperrstunde an einem warmen Abend Anfang Juni länger als sonst im Wasser zum Baden geblieben. Sie haben sich das Boot geklaut, es mit Steinen versenkt und haben dann das begehrte Objekt unter Wasser bis zum Wald entführt. Damit es nicht auffiel, haben sie es später mit Teer gestrichen und sind damit zu viert auf dem Kanal herumgefahren, obwohl es nur für einen Mann gebaut war. Man musste halt immer ganz still sitzen bleiben.

GEFÄHRLICHES SPIELZEUG

Heinz erzählt: Durch die Entwaffnung der deutschen Wehrmacht war der Kanal voller Munition. Noch im Sommer wurde er von diesen gefährlichen Überresten des zweiten Weltkriegs gesäubert. Die Schwarzen haben diese Arbeiten in Badehosen gemacht, alles, was sie da heraufholten, wurde mit Lastwagen weggeschafft. Manchmal hörte man auch Sprengungen. Da haben sie mit Handgranaten im Kanal gefischt oder es ist ein Geschöß explodiert. Die Karpfen trieben dann mit dem Bauch nach oben im Wasser.

Im Herbst 1945 gingen wir Kinder zum Bergbauernacker hinüber, um unsere Drachen steigen zu lassen. Der Kanal war sehr seicht und wir konnten ihn überqueren. Dabei trat ich neben einen der Steine, die da im Wasser lagen, und stieß auf etwas hartes. Es war eine Pistole, eine 08, die in Ölpapier eingewickelt war, noch völlig gut. Ich nahm sie mit und versteckte sie später unter meinem Bett. Irgendwann kam meine Mutter doch darauf, und ich musste sie weggeben. Ich weiß nicht mehr, ob wir sie weggeworfen, verschenkt oder verhökert haben. Nicht nur im Kanal ist nach Kriegsende noch sehr viel Munition herumgelegen. Die meisten Buben haben sie gesammelt wegen des Altmaterialwertes. Begehrt waren die Patronenhülsen und die Spitzen. Besonders die 2cm-Flakmunition und die MG-Patronen waren gefragt. Wir haben die Spitzen herausgedreht und das Pulver gesammelt und angezündet. Ich hatte in einer alten Eierkiste Spitzen gesammelt und sie nach verschiedenen Legierungen sortiert, so wie es halt die Großen machten. Damit konnte man untereinander tauschen und handeln. Eines Tages hat es auf der Waldspitze oberhalb von unserem Haus einen großen Schlag getan. Ich lief gleich rauf und sah eine Rauchwolke. In einer Blechbüchse und daneben lagen vielleicht 100 Spitzen. Ich sah mich um, und als keiner zu sehen war, langte ich in die Büchse, weil da lauter große Geschöße drin waren. Ein Schmerzensschrei, ich hatte mir mit den glühend heißen Gewehrkugeln meine Hand verbrannt. Die Großen, der Gempels Hanni, der Gansers Lud und andere hatten in die Büchse zu den Spitzen Pulver geschüttet und es angezündet. Zuhause hat meine Mutter getobt und ich musste meine ganze schöne Sammlung in den Kanal werfen. Meine Brandblasen wurden mit den bewährten Brandbinden eingewickelt, und ich war auch von meiner Sammel- leidenschaft geheilt.

DER STREIFSCHUSS

Dem Winters Fritz ist es da schlimmer ergangen. Er hat nämlich beim Spielen mit der Munition einen Streifschuss bekommen. Dabei hatte er Glück, dass er mit dem Leben davonkam. Aber lassen wir ihn selbst erzählen: "Am alten Bahnhof gingen die Gleise bis auf die Straße vor. Dort am Prellbock haben die Amerikaner ihre Essensreste hingeworfen, wir haben dort Paprika und Obst, Konservendosen mit Käse, Rosinen, Feigen und anderes gefunden. Die Amis haben oft Benzin darüber geschüttet und es angezündet. Später einmal hat dort der Bahnhofsvorstand Schreier

Kartons und Abfälle verbrannt und wir Kinder haben zugeschaut. Von den Amerikanern lag noch ziemlich viel Munition herum, die wir sammelten. Ein paar von meinen Kameraden, der Mietsams Adl, der Schlitter und der Masterla kamen auf die Idee, sie ins Feuer zu werfen, es hat immer so schön gekracht. Plötzlich merkte ich, dass es an meiner Seite recht heiß wurde. Eine Gewehrkugel hatte mich getroffen und es blutete unheimlich. Der Löhleins 'Masterla' hat mich dann zum Dr. Hopf getragen, der mich dann verbunden hat. Ich war zwei Tage lang im Bett gelegen, weil ich viel Blut verloren habe und noch recht schwach war."

DER FALLSCHIRM

Ein Amerikaner, der bei uns einquartiert war -er hieß Jonny- hat die Lina immer an ihren Zöpfen gezogen. Er hatte zuhause eine Tochter im gleichen Alter und einen jüngeren Sohn. Mit "ihrem" Ami hat sich Lina auch manchmal zum Essen-Fassen angestellt oder sie bekam Süßigkeiten oder sonstige Nahrungsmittel geschenkt.

Dieser Jonny hat einmal eine Gewehrgranate zur Belustigung der Kinder in die Luft geschossen. Das war Leuchtmunition, die an einem Fallschirm zu Boden schwebte und zum Ausleuchten der Gegend diente. Die Leuchtkapsel war aber schon entfernt, und der kleine Fallschirm von ca. 1 m Durchmesser, aus reiner Seide, schwebte langsam herab. Der Wind trieb ihn herüber und er blieb auf dem Apfelbaum der Rössnerin hängen. Der Zieglers Heiner war der schnellste, er sprang über den Gartenzaun und rannte auf den Baum zu. Die Rössnerin schrie ihn an "Lässt du den gehn, was in meinem Garten ist, gehört mir...". Der Heiner kletterte auf den Baum, schnappte sich den Fallschirm und fort war er. Davon hat dann seine Schwester, die Zieglers Berta, eine Bluse bekommen.

KIPPEN SAMMELN

Die Kinder haben auch gern Zigarettkippen gesammelt, um sie für ihren Vater aufzuheben, wenn er vom Krieg heim kommt. Lina hat da ein kleines Säcklein gehabt, wo sie den Tabak sammelte. Sie saß am Balkon in der Sonne und öffnete gerade die Zigarettstummel, als ihr der Jonny aus seiner MG-Stellung zurief, sie soll doch einmal zu ihm herunterkommen. Er fragte sie, was sie da macht und meinte, sie sollte das nicht tun. Er schenkte ihr für ihren Vater eine ganze Packung Zigaretten und eine Rolle Drops. Beides hob sie fast ein halbes Jahr lang unter ihrem Kopfpolster für ihren Vater auf. Ständig war sie in Versuchung, die Drops zu probieren, aber sie hat es nicht getan. Das ist schon eine besondere Leistung für ein Kind. Die runden Drops hatten einen dünnen Mittelsteg, wenn er abgeschmolzen war, konnte man die Zunge hindurchstecken.

Die Buben liefen gerne den zigarettenrauchenden Soldaten nach und passten genau auf, wann sie ihre Kippe wegwarfen. Manche Soldaten rauchten die Zigaretten nur kurz an und schnalzten sie mit dem Finger weg, oft auch über einen Gartenzaun. Sie ergötzten sich daran, wie die Buben sich darum raufeten oder wie die Affen über die Zäune kletterten. Heinz hatte eine Gasmaskenbüchse am Kellerfenster stehen, worin er seine Zigarettkippen aufhob.

RAUCHENDER PANZER

Einmal standen in der Oberen Kanalstraße eine Reihe Panzer. In einem Moment, wo sie

unbeaufsichtigt waren, sind die Buben in einen herumstehenden Panzer hineingestiegen, um dort drinnen heimlich zu rauchen. Gesehen hat man sie von außen nicht, aber der Rauch stieg nach oben, und ein Offizier bemerkte das und gab gleich Feueralarm, weil er dachte, der Panzer brennt. Es gab einen Tumult und als einer heraufsprang und zur Einstiegs Luke hineinschaute, bemerkte er die Kinder. Der hat ihnen dann gleich den Hintern versohlt, aber zuhause sagten sie natürlich nichts...

DIE BRANDBOMBE

Es war nach dem Krieg, als eines Tages der Heinz und der Helmreichs Alfredl und andere im Wald zwischen Treidelsweg und Kanal beim Spielen eine nicht explodierte Brandbombe von etwa einen Meter Länge fanden. Sie war sechseckig und steckte im sumpfigen Waldboden. Heinz schildert, wie einer von ihnen darüber stolperte: Wir zogen sie aus der Erde, nahmen sie zu zweit auf die Schulter und marschierten damit los. Auf dem Weg sangen wir: "Mir hom a Bomben gfundn, mir hom a Bomben gfundn". Wir gingen damit schnurstraks zum Höfler. Der war als der 'Siedlungs-Bürgermeister' bekannt. Er hatte eine Metalldrückerei und stand gerade bei laufender Transmission mit einer Lederschürze in der Werkstatt an seiner Maschine, seine Frau stanzte Blechteile. Er warf sein Werkstück beiseite und schrie uns Kinder an: "Schaut ihr, dass ihr da 'nauskommt... ". Wir gingen gleich rückwärts wieder heraus und legten die Bombe vorsichtig auf den Boden. Alle Handwerksmeister auf der Siedlung kamen aus ihrer Werkstatt und liefen zusammen: Die Drechsler Ganser, Schwab und Eckersberger und der Schauflers Hanni, der Schneidermeister. Sie alle standen um die Brandbombe herum und berieten, was sie damit machen sollten. Einstimmig wurde beschlossen, das gefährliche Ding in den Kanal zu werfen.

DIE MUNA BRENNT

Die Muna - Munitionslager aus dem 2. Weltkrieg, zwischen Röthenbach und Feucht gelegen. Nach einem Waldbrand explodierten in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai 1946 in der Muna 18.000 Tonnen Sprengstoff (Granaten, Gasgranaten, schwere V2-Waffen, Leuchtpurmunition, der in Bunkern unterirdisch und in Stapeln oberirdisch gelagert war. Die umliegenden Orte wurden evakuiert; 2500 Einwohner aus Feucht nach Hersbruck, die Röthenbacher und Wendelsteiner nach Allersberg. 1700 freiwillige Helfer (Aufruf durch den Rundfunk) konnten schließlich durch Ziehen von Gräben den Brandherd eindämmen. Die Explosion schleudert Trümmer bis zu den Fella-Werken in Feucht. In Röthenbach zerbarsten viele Fensterscheiben.

Als nach dem Krieg die Muna brannte, ging der Gemeindediener mit seiner Glocke im Dorf herum und schellte aus, dass alle Häuser verlassen werden müssten, weil die Explosionen zu gefährlich wären. Wir wurden vorübergehend evakuiert. Tiere mussten zuhause bleiben. So nahmen wir unseren Leiterwagen, packten das Nötigste darauf, vor allem Betten und Decken, Brot und die Schmalztöpfe, und die ganze Familie zog durch den Ort in Richtung Sperberslohe. Es war eine richtige Völkerwanderung durch den Sperbersloher Wald, jede Familie war mit etwas Fahrbarem unterwegs. Mit den wenigen Autos, die es gab, wurden die alten Leute transportiert, meist hatten die Leute Fahrräder oder Leiterwagen. Nach zwei Stunden Marsch wurde es schon langsam dunkel, als wir in Sperberslohe ankamen. Unterwegs hörten wir die gewaltigen Detonationen, wir Kinder hielten uns die Ohren zu und duckten uns in den Straßengraben. Bei jeder Explosion war der Himmel über dem Wald hell erleuchtet. Es war für uns ein rechtes Abenteuer, in dem

Eichenwäldchen nach Sperberslohe unter freiem Himmel zu schlafen. Wir waren in warme Decken gehüllt und unsere Eltern waren ja da. Die älteren haben in dieser Nacht sicher nicht so gut geschlafen, denn sie fürchteten das Giftgas, das eventuell über alle kommen könnte. Zum Glück wussten wir Kinder nichts davon. Am frühen Morgen, als es dämmerte, wurden wir Kinder in die dortige Wirtschaft gebracht, da bekamen wir warmen Tee. Als die Gefahr vorüber war, konnten wir alle wieder zurück in unsere Wohnungen. Wir hatten alle Fenster öffnen müssen, damit die Fensterscheiben durch den Explosionsdruck nicht zersprangen. Unser Hund hatte es gut in dieser Nacht. Meine Mutter hatte vorher einen Apfelkuchen gebacken. Und als wir fort mussten, hat sie ihn zum Auskühlen auf den Tisch gestellt. Den hat unser Flockel dann aufgefressen.

Der Fritz Winter erzählt, sie wären noch viel weiter hinausgefahren, bis nach Birkenlach. Dort haben sie im Forsthaus übernachtet und die Ereignisse abgewartet. Man hörte, dass die Explosionen durch einen Waldbrand ausgelöst wurden. Die Neger sollen dabei außerordentlich tapfer gegen die drohende Gefahr vorgegangen sein und haben dadurch verhindert, dass das Giftgaslager in Brand geriet. So wurde eine größere Katastrophe von unserem Gebiet abgewendet. Am nächsten Morgen war Entwarnung und sie fuhren den weiten Weg mit dem Pferdefuhrwerk vom Schüssels Paul wieder zurück.

VATER RÜCKERT

Unser Vater hat sehr viel von seiner Kindheit und Jugendzeit erzählt, aber wenig vom Krieg. Er war sechs Jahre lang dabei, zuerst war er in Frankreich in Paris, dann kam er zur Flugabwehr der Luftwaffe, er war bei den Radarstellungen, genannt 'Würzburg Riesen'. Dann wurde er an der russischen Front im Schützengraben verwundet und im Lazarett gefangen genommen. Vielleicht war das sein Glück. Er hat sich erfolgreich dagegen gewehrt, dass sein Sohn Georg zur SS kam. Dabei hat ihm sein Kompaniechef sehr geholfen. Bei den Soldaten galt der Krieg als 'großer Krampf'. Immer wieder sagte unser Vater: "Der Krieg ist die größte Lumperei, die es gibt. Wollen wir hoffen, dass nie wieder ein Krieg kommt."

Wir alle wollen hoffen, dass niemand mehr sein Gewissen belasten muss mit Dingen, die er nicht verantworten und verkraften kann und die er überhaupt nicht will, und dass nie mehr ein ganzes Volk durch eine dämonische Macht in so ein schreiendes Unrecht hineingezogen wird.

Opa erzählt aus seinem Leben		Waschtag	22	Vergangen, nicht vergessen	
Vorwort	1	Der Dörbelhecht Lokomotiv	24	Die Familie Rückert	53
Die Zigeunerhochzeit	2	Lokomotiv	24	Kanalschiffe	53
Der Ring in der Geldtasche	2	Silberhochzeit	24	Kriegsspiele	54
Der Krämers-Vetter	2	Die Reservisten	25	Das Motorrad	54
Der weiße Pudel	3	Es Elektrische	25	Russenlager	54
Der Dampf	3	Opas Kerwageschichten	26	Zwangsarbeit	55
Die Spießin	3	Die Kerwa kummt	26	Russenfriedhof	55
Der 1. Mai	4	Kirchweihvorbereitungen	26	Luftschutzübung	55
Bekanntmachung	4	Saustechen	27	Berechtigungsschein	55
Die Ulmer Schachtel	5	Wirtshäuser	27	Naziwillkür	56
Der 14er Krieg	5	Kerwageld	28	Feuerwehrmädchen	56
Der Eisenbeiß	5	Der Kerwagaul	28	Luftschutz	56
Am alten Kanal	5	Auf der Siedlung	29	Fliegeralarm	56
Opas Opa	6	Der vergessene Korb	29	Bombennächte	57
Opas Geschwister	7	Auflauerer	29	Luftminen	57
Weitere Verwandtschaft	8	Ausflug der Gänse	29	Schwarzhörner	58
Am Brenner	8	Der Habichtschreck	30	Franzosen	58
Der Bachsprung	9	Erpresser	30	Jagdbomber	59
Die Heubauern	9	Die neue Mütze	31		
Opa als Lebensretter	9	Das Gebiss	31		
Als Opas Großeltern starben	10	Die Flucht der Tauben	31	II. DER ZUSAMMENBRUCH	59
Moritaten	10	Die Puppen	32	Panzersperren	59
Auf der Wagnersmühle	10	Heimweh nach Röthenbach	32	Letzte Kämpfe	59
Der Enßers Toms	11	Meine Kindheit am Wald		Plünderungen	60
Karbid	11	Meine Kindheit	33	Der Einmarsch	60
Zigeuner	11	Das Kätherla	33	Dorfgeschehen	60
Das gußeiserne Kreuz	12	Die Sammler	34	Die Einquartierung	61
Die Samthose	12	Nesträuber	34	Frontsoldaten	61
Der Spinat	12	Am Steinberg	35	Frontkämpfe	61
Der Tanzsaal	13	Waldhühner	36	Heinz im Schützengraben	62
Der Komet	13	Der Leuchtturm	37	Der Deckenschuß	62
Der Konfirmationsanzug	14	Das Brot	38	Tante Gretel	62
Der Musler	14	Waldbrand	38		
Am Steinberg	14	Der Unterschlupf	39	III. BESATZUNGSZEIT	63
Geburtstagsgedicht	15	Am Treidelsweg	40	Die Sperrstunde	63
Heimweh nach Röthenbach		Der Schutt	40	Die Russen	63
Stammbaum Familie Rückert		Übernachtung im Wald	41	Verlassene Stellung	63
Stammbaum Familie Fuchs		Der Rangierbahnhof	41	Reismateismus	64
		Leben mit dem Wald	42	Essenzelt	64
		In die Pfiffer	42	Das Negerlager	64
TEIL II				Die Heimkehrer	65
Im Jahreslauf	18	Kanalgeschichten		Kahnfahrt	65
Schusserbuben	19	Kanalschiffe	46	Gefährliches Spielzeug	66
Die Knochensammler	19	Badefreuden	46	Der Streifschuß	66
Pferdewagen	19	Kanaleis	47	Der Fallschirm	67
Dreschen	20	Die große Dürre	48	Kippen sammeln	67
Die Leichenfrau	20	Der Durchlaß	48	Rauchender Panzer	67
Der Kammerwagen	21	Kanalbäume	48	Die Brandbombe	68
Die Küchenteilung	21	Kriegszeit	49	Die Muna brennt	68
Die Hopfenbauern	21	Kanaläpfel	50	Vater Rückert	69
Brot Backen	21	Die Kanalbrücke	50		
Die Kegelbahn	22	Der Kanalweg	51		
O Haupt voll Blut und Wunden	22				